IV. Jahr Heft 14/15

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: In Berührung mit Theosophie / Georg Trakl: Abendland / Otto Alscher: Der Greis und das Mädchen / Sören Kierkegaard: Vorworte / Adolf Loos: Anmerkung / Hermann Broch: Ethik / Ein Schlußwort von Will Scheller

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme
der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 1085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. u. II. Jahrgang des Brenner

wird mit Ausnahme der vergriffenen Nummern 2 des ersten und 6 des zweiten Jahrgangs zum Preise von je 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer"

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4
Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen **(Zeitungsausschnitte)** über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

IV. Jahr Innsbruck / 1. Mai 1914 Heft 14/15

In Berührung mit Theosophie / von Carl Dallago

I.

Anfangs Jänner erhielt ich ein anonymes Schreiben, dem ich das Folgende entnehme:

Sehr geehrter Herr! Nachdem ich vor mehreren Jahren das Buch von Friedrich Daab „Jesus von Nazareth" kennen gelernt hatte, fiel mir vor einiger Zeit Ihr gleichnamiges Büchlein in die Hände. Da es mir große Freude bereitete, beschäftigte ich mich öfters damit. Manche schöne Gedanken darin, die mir Ihren Aufsatz wertvoller machen als die Schrift Daabs, geben mir Anlaß und Mut, Sie auf ein Buch aufmerksam zu machen, das wohl geeignet ist, dem Geheimnis Christi und der Erscheinung Jesu näher zu führen. Es ist das Buch „Jehoshua, der Prophet von Nazareth" von Dr. Franz Hartmann. Hartmann ist „Theosoph". Dieser Name hat einen üblen Klang. Vielleicht aber finden Sie gleich mir statt des erwarteten Sumpfes einen klaren, tiefen Brunnen oder zumindest einen Märchensee . . .

Um Sie mit dem Wesen Hartmanns in Berührung zu bringen, zitiere ich eine Aeußerung von ihm über ein Symptom des Verfalls: „Ich kann nicht umhin, so nutzlos es auch sein wird, eine große Gefahr zu erwähnen, die umso schlimmer ist, als sie von wenigen beachtet wird, nämlich die ‚Vermaterialisierung' und Verderbnis der deutschen Sprache durch die sogenannten ‚Verbesserer' der deutschen Rechtschreibung. Eine

Sprache ist nicht, wie manche meinen, ein nach Belieben zusammengeflicktes Zeug von willkürlich angenommenen Lauten, sondern ein Produkt der Entwicklung, und sie entspricht genau dem Charakter des Volkes, welches sie hat. Die deutsche Sprache ist eine der wenigen, welche noch etwas Geistiges und Kraftvolles in sich haben. Je vollkommener eine Sprache ist, umsomehr hat sie Zeichen, (wie z. B. das Sanskrit), um feinere Betonungen und Dehnungen anzudeuten . . . Ein Mensch, der keinen Unterschied mehr sehen kann zwischen ‚Muth' und ‚Mut' oder zwischen ‚That' und ‚Tat', befindet sich sicherlich auf dem Wege zur Verrohung und Geistlosigkeit. Ein bekannter Philosoph und Occultist schrieb schon vor fünfzig Jahren: ‚Da von allen gebildeten Nationen der Deutsche allein eine ausgebildete Ursprache besitzt, so müssen die Deutschen die Herren der Welt werden, sobald sie die Kraft erkennen, die in ihrer Sprache liegt'. — Durch die Sprachverderbnis verschwindet der Geist und mit diesem die Kraft."

Schließlich nochmals zu Ihrem Büchlein. Den Fragen und Bemerkungen auf den Seiten 18 und 19 möchte ich folgende entgegenstellen:

Ein Kulturleben, darin die uralten Triebkräfte nicht mehr herrschen würden: der Selbsterhaltungstrieb, der Wille zum Leben, der Wille zur Macht, wäre die Insel der Seligen, das Land das ferne leuchtet, wenn nicht die Gemeinschaft der Heiligen.

Was ist das Fortleben der Menschen? Ist das Fortleben der jammervollen Menschen denn wünschenswert? Kann hingegen etwas, was wirklich ist, jemals nicht sein oder nicht gewesen sein?

Wäre der Selbsterhaltungstrieb Jesu, dieses „Energievergeuders", wohltätiger als sein Sterben zu nennen?

Sind diejenigen, die den „Willen" zum Leben haben, so mannhaft, daß sie das Leiden „wollen"?

„Wille zum Leben" ist doppelsinnig. Welches Leben wird bei der höchsten Entfaltung bejaht?

„Wille zur Macht" ist doppelsinnig. Wille zur

Vergeistigung und Wille zum Despotismus sind entgegengesetzt.

Kommt es auf den Boden an oder auf das Samenkorn? Entsteht nicht aus dem Weizenkorn immer Weizen, wohin es auch fällt?

Und wenn der Mensch selbst den steinigen oder fruchtbaren Boden vorstellt, welches ist der Grund dafür? Wird der Mensch von außen nach innen, durch Vererbung, Rasse, Milieu, oder aber von innen nach außen?

Man muß sich entscheiden: Ist die Welt eine Quälanstalt, oder ist alles, Natur und Ueberwindung der Natur, göttliches Gesetz?

Es ist Verwirrung da, die umso mehr auffällt, als der richtige Gedanke an andrer Stelle auftaucht. Der Wahrheitskern wird vom Falschen nicht getrennt, die in der Sprache zum Schlagwort verflochten sind. Und ein Denker, dessen Seele noch unter der eigenen Zwietracht litt, wirkt verwirrend . . .

Aeußerungen dieser Art dringen fordernd auf einen ein; sie berühren wie ein Angriff (wenn auch nicht feindlich), und es kann leicht sein, daß man ihnen nicht Stand hält, daß man ihnen keine Gegenwehr leistet, daß man sich ergibt. Dieses Sichergeben aber könnte bedeuten: entweder ein Unvermögen Stand zu halten oder ein Darüber-hinaus-sein, und noch manches andere innerhalb dieser Grenzen. (So könnte man beispielsweise glauben, solchen Einwänden gegegenüber auch ohne Verteidigung unverletzt genug bestehen zu können.) Unter allen Umständen jedoch scheint es mir voreilig, Verwirrung und Zwietracht der Seele anzunehmen bei einem Autor, dessen Worte im Leser erst jene Gedanken ausgelöst haben, die eine Verwirrung und Zwietracht nachweisen wollen und die der Autor in seine Darstellung nicht mehr einbezog. Ja der Umstand, daß ein Gesagtes den Leser über den unmittelbaren Vorwurf hinaus anregt, könnte dafür sprechen, daß die Bewegung, die den Vorwurf

auslöste, stärker war als das Wort, das den Vorwurf gestaltete. Und dies wiederum könnte dartun, daß der Autor im Gestalten nicht bis zur Grenze seiner Kräfte ging, was wiederum eher für einen Zustand der Klarheit spräche, der dem Autor eben eine gewisse Zurückhaltung in der Darstellung nahe legte. Uebrigens ist das Büchlein „Jesus von Nazareth" nur ein — als Separatdruck erschienenes — Kapitel aus dem „Buch der Unsicherheiten", und sicher finden in diesem Werke die Gedanken jenes Kapitels ihre Vorbereitung und ihre Weiterführung. Eine Zwietracht der Seele aber müßte sich in der Stimmung kundgeben. Doch gerade die Stimmung in diesem Kapitel bringt eine Eintracht der Seele zum Ausdruck, gegen die eher der Vorwurf einer Leichtfertigkeit erhoben werden könnte. Auch müßte „Zwietracht der Seele" noch nicht eine Verwirrung in sich bergen. Gleichwohl ließe sich nun noch vermuten, daß die im vorstehenden Schreiben enthaltenen Aeußerungen und Fragen nachträglich Verwirrung in mir hervorriefen. Um darüber Aufschluß zu geben, versuche ich nun, jenen Aeußerungen und Fragen zu begegnen.

*

Der Ursprungsglaube (der immer mehr von mir Besitz nimmt) birgt bereits den Wunsch in sich, es möchten die ursprünglichen Triebkräfte jederzeit herrschend sein. Wenn nun diese Triebkräfte, die gewiß urälteste sind, als Selbsterhaltungstrieb, als Wille zum Leben, als Wille zur Macht heute nichts mehr taugen sollten, so scheint mir ihre Entartung daran schuld zu sein, nicht aber ihre ursprüngliche Beschaffenheit, die sicher so war, daß demjenigen, der sie besaß, keine „Insel der Seligen", kein „Land, das ferne leuchtet", keine „Gemeinschaft der Heiligen" vorschwebte, weil für ihn das Erdenleben vermutlich noch selig genug war, weil ihm diese Erde noch genug leuchtete, und ihm wohl auch die Gemeinschaft mit den Rätseln des Daseins noch heilig

genug war. Dementsprechend ist auch anzunehmen, daß diese ursprüngliche Beschaffenheit den Menschen nicht jammervoll sein ließ, daß sie in ihm nicht die Frage aufkommen ließ, ob das Fortleben der Menschen, dessen Bestimmbarkeit uns völlig entzogen ist, wünschenswert sei oder nicht.

Jesus aber hat sicher recht getan, indem er nicht getan hat, sondern völlig mit sich tun ließ in der Weise, daß er nicht mehr handelte nach einem Ziel, sondern sein Tun erlitt von innen her. Erhält man sich doch selber am besten und dauerndsten durch die größte Vergeudung seines Selbst. Beispiel: jeder große Schaffende.

Aber Fragen, wie sie hier gestellt werden, sind mir nachgerade wie eine zu kurze Decke, nach der mich zu strecken mir immer weniger behagt. Wer kennt auch das Leben genug, um behaupten zu können, er habe den „Willen" zum Leben. Es handelt sich hier wohl um einen Willen zum Unbekannten, im Grunde um eine Willigkeit, die allem Geschehen zu begegnen weiß. Zuletzt ist es der Hang, ja der Wille zu dieser Willigkeit, der den Lebenswillen auslöst. So wird von der Beschaffenheit dieser Willigkeit, von ihrer Tiefe, auch die Leidensfähigkeit abhängig. Und je größer nun diese Willigkeit, dieser Wille zum Leben ist, umso größer muß auch der Wille zum Leiden sein; weil er das größte Vermögen, dem Leide zu begegnen, und so auch der eigentliche Ueberwinder des Leidens ist. Da ist wohl nichts mehr doppelsinnig, aber es zeigen sich, wenn man näher zusieht, an diesem Willen zum Leben die mannigfachsten Grade von Vollkommenheit. Und ich meine, daß es mit dem Willen zur Macht ebenso beschaffen ist: mannigfachste Beschaffenheiten, mannigfachste Grade von Vollkommenheit auch hier. Aber der Begriff Macht, als schöpferisch auftretendes Leben, duldet es nicht mehr, daß man den Willen zum Despotismus als einen Willen zur Macht ansieht.

Die Beschaffenheit eines Willens zu etwas steht freilich in Zusammenhang mit der Beschaffenheit dessen, der diesen Willen hat, mit der Beschaffenheit des Menschen. Und sicher kommt es, was das Aufgehen des Menschen betrifft, auf den Boden und auf das Samenkorn an, wie dies für das Aufgehen eines jeden Lebens ausschlaggebend ist. Aber man braucht nicht erst ein Weizenkorn zu sein, um aufgehen zu können und Frucht zu bringen. Auch Weizen ist nicht immer das Wünschenswerteste. Und schließlich läßt sich jeder Boden bearbeiten. Ja, vielleicht ist Willigkeit der Dünger, der steinigen Boden in fruchtbaren wandelt.

Wer aber überall nach den Gründen sucht, steht schließlich vor lauter Abgründen. Und das Werden muß zutiefst ein Unwissen bleiben; wenn man weiß, wie man wird, kann man nicht mehr werden. Und Innen und Außen ist diesem Werden gewiß vertrauter als jedem Wissen. Es erlaubt einem nicht mehr, in irgendeinem Maßgebenden die Wahl der Entscheidung zu haben — mag die Welt was immer bedeuten! Wie man Natur und als solche ein Gesetzliches ist, und als solches gewissermaßen auch noch Ueberwindung der Natur (da ja die Natur ihrem Gesetz gehorcht und nicht dieses der Natur), so muß man sich selber als zugehörig zu etwas fühlen, das mehr als von dieser Welt ist.

Daß das Gesagte „der richtige Gedanke" ist, wage ich zwar nicht zu behaupten. Hingegen das, daß es jedenfalls unrichtig ist, von einem Gedanken als von dem richtigen zu reden, als sei das Richtige eine absolut feststehende und bestimmbare Sache. Wenn das so wäre, müßte alle Verwirrung und Verirrung längst behoben sein. Aber das absolut Richtige entzieht sich wohl der Wortwerdung; es bleibt in Verhüllung. Doch kann es der Ausgangspunkt einer Bewegung sein, die auf ihrem Wege zu Wort wird. So ist das Wort darauf angewiesen, Zeichen zu sein, und bedarf immer der Ohren, die hören, und der Herzen, die aufnehmen können.

Die jeweilige Richtigkeit eines Gedankens jedoch mag von dem Grad der Menschlichkeit dessen abhängen, der den Gedanken ausspricht. Wenn aber so, wie in der eingangs zitierten Stelle, „der richtige Gedanke" gesagt wird, so macht mich das auf das Anspruchsvolle in der Theosophie aufmerksam und setzt mir vor diese „Weisheitsreligion" ein Fragezeichen.

II.

Die in der Zuschrift hervorgehobenen Aeußerungen des Theosophen Franz Hartmann über die Sprache sind nicht danach angetan, in mir besondere Sympathie für Theosophie zu erwecken. Daß die Sprache ein Produkt der Entwicklung und nicht „ein nach Belieben zusammengeflicktes Zeug" ist, ist zu selbstverständlich, als daß es noch betont werden dürfte. Aber die Vollkommenheit einer Sprache in Hinsicht auf das Geistige und Kraftvolle ist schwerlich von der Anzahl ihrer Zeichen abhängig. Auch übertriebene Verfeinerung, die eine Zeichenvermehrung mit sich bringt, kann eine Sprache schwächen, genau so wie den Menschen eine Verfeinerung schwächt, die ein übertriebenes Wohlbehagen mit sich bringt. Jener Sprachgeist freilich, der eine Sprache nur auf das Zweckliche hin prüft und zuschneidet, und der schließlich zur „Weltsprache" greifen muß, um mit wenigsten Worten zu größtem Gewinn zu kommen, ist Schachergeist, und als solcher zweifellos „Verrohung und Geistlosigkeit"; er mag auch nur Händlern und Vermittlern frommen. Aber der Kraft, die mit dem Geist zu tun haben will, darf nicht als höchstes Ziel vorschweben, „Herr der Welt" zu sein, da ein solches Herrentum doch ein äußerlichstes und geringfügigstes wäre. Auch verbietet hier schon der Hinweis auf das „Sanskrit", *solchen* Beruf zur Weltherrschaft von dem Grad der Ausgebildetheit einer Sprache abhängig zu machen.

Die Art des Theosophen Franz Hartmann berührte mich

also von vorneherein nicht sonderlich überzeugend. Dennoch verschaffte ich mir, dem Wink des Briefschreibers folgend, das Buch „Jehoshua, der Prophet von Nazareth", um über Theosophie mehr zu erfahren. Denn ich sagte mir: an diesem Vorwurf, an dem man sich selber schon versucht hat, muß sich einem das Wesen der Theosophie deutlich genug enthüllen.

Aber schon die Vorrede stimmte mich bedenklich, indem sie vom Erkennen des Wertes eines Religionssystemes spricht. Denn mich dünkt: das wahrhaft Religiöse verneint jedes Religionssystem. Auch ein anderer Satz, demzufolge der wahre Geist des Christentums „der Geist der Wahrheit und daher die Grundlage aller auf wahrer Erkenntnis beruhenden Religionssysteme" sei, schien mir bedenklich und nur in jenem Sinne stichhältig, der betont: Daß der Geist der Wahrheit, der allem Wahrhaft-Religiösen von jeher zugrunde liegen muß, auch die Grundlage des Christentums ist, insoferne erkannt wird, daß dieses aus dem Geiste Christi — und somit aus einem wahrhaftest Religiösen — hervorgegangen ist.

Die Widmung, die nun folgt und die Gott in rhetorischen Versen huldigt, spricht auch für keinen Dichter; der Ausruf: „Zu ihm, dem Gott im Menschen, beten wir", bekennt vielleicht die theosophische Absicht, zwingt aber mit diesem „Zu Gott im Menschen-Beten" dem Gebet eine Begrenzung auf, die zu durchbrechen das Sich-zu-Gott-erheben sonst mit sich bringt.

Auf derartige Aeußerungen hin überrascht es schließlich nicht mehr, wenn in diesem Buch die Existenz Jesu in Zweifel gezogen und gesagt wird: es sei „bis auf den heutigen Tag noch keinem Geschichtsforscher gelungen, einen sicheren Beweis zu finden, daß diese im ‚Neuen Testament' beschriebene Persönlichkeit jemals in Palästina oder sonstwo gelebt hat". Vielmehr sei es so, daß die Gelehrten

Gegenteiliges behaupten. Es überrascht auch nicht, wenn des weiteren Schriftsteller angeführt werden (und zwar in einer Weise, die Ranggefühl sehr vermissen läßt), um zu zeigen, wie sehr die Urteile über Jesus von einander abweichen, und um damit die Unsicherheit über seine Person noch mehr zu belegen. Wenn schließlich gemeint wird: „Zugegeben, daß der Prophet von Nazareth ein Adept, . . . ein Buddha und Inkarnation des göttlichen Logos war, vorausgesetzt, daß er jemals als historische Persönlichkeit lebte, so bleibt er für uns doch nur ein Ideal; denn das Ideal wird für uns selber erst dann zur Wirklichkeit, wenn es sich in uns selber verwirklicht. Das Licht eines Anderen kann in unsere Seele scheinen, aber unsre Seele muß selbst leuchtend werden, sonst geht der Schein unter, wenn der Andere geht." Aber „der Andere" geht nicht, sondern ersteht in uns erst umso mehr, je mehr er in uns selber Licht wird. Und es handelt sich nicht darum, ein Ideal zu verwirklichen, sondern vielmehr darum, sich das hohe Beispiel eines Menschen zu erhalten, der die Fähigkeit auf sich selber zu stehen durch sein Geeintsein mit seiner Herkunft, durch seinen Durchbruch zu Gott, in seinem Verhalten zur Welt in so außerordentlicher Weise kundgetan hat.

Darum halte ich es *nicht* für „viel wahrscheinlicher", sondern für höchst unwahrscheinlich, „daß die Erzählung der Bibel sich auf gar keine bestimmte Persönlichkeit bezieht, sondern eine dramatische Darstellung der geistigen Wiedergeburt ist." Und halte es für irrig, zu folgern: daß „aus dem kleinen Lichte, das in einem einzelnen Menschen leuchtete, dabei ein großes Licht wird, welches die ganze Welt erfüllt und sich überall offenbart, wo kein Hindernis ist". Denn mir erschiene die Welt als solche eben als ein Hindernis für die Offenbarung dieses Lichtes, und ich glaube nicht, daß ein geistiges Licht deshalb größer wird, weil es in allen Menschen leuchtet.

So stellte sich mir häufig der Widerspruch ein, vielleicht geschürt durch das Mißtrauen, das der Verfasser in mir dadurch hervorrief, daß er die Evangelienberichte mit Zuhilfenahme indischer und ägyptischer Weisheitslehren als Allegorien auszugeben und zu deuten versucht, wobei die Existenz Christi gewissermaßen als überflüssig hingestellt wird. Eine Erkenntnis wird aber eigentlich erst wirkliche Erkenntnis, wenn sie gelebt wird. Dazu ist es jedoch nötig, daß sie in das Verhalten des Menschen zu Gott und zur Welt eingreift. Und wenn schon der Verfasser erkennt, „daß es eine solche innerliche Erkenntnis gibt, die aus keiner Ueberlieferung herrührt, . . . sondern auf nichts anderem als auf sich selber, d. h. auf eigener Erfahrung und Erkenntnis beruht", so bliebe noch zu erkennen, daß eine solche Erkenntnis sich auch betätigen will, daß sie im Tun und Lassen zum Ausdruck kommen muß, daß sie Beispiel wird. Und daß zuletzt nur dieses Beispiel als Beleg für den Wert der Erkenntnis bleibt, indem nur aus dem Tun — aus dem betätigten Kraft-Vermögen — die Macht der Erkenntnis ersichtlich wird. Es ergibt, daß es auch vom Standpunkt der Erkenntnis verfehlt ist, ein Menschenbeispiel — an dem sich ja gerade die Macht dieser Erkenntnis zeigt — als überflüssig abtun zu wollen. Ein solches Menschenbeispiel verblaßt von selber mit dem Gang der Zeiten und mit dem Auftreten eines neuen Menschen, dessen Lebensbeispiel groß genug ist, höchste Erkenntnisse wiederum mit Tat auszufüllen. Für eine derartige Menschenbeschaffenheit vermag der Theosoph Franz Hartmann gewiß keinen Ersatz zu bieten. Mehr als ein bedingtes redliches Wollen (das zu sehr Ziele und Absichten hat, um jenes unbedingt Redliche sein zu können, das schöpferisch ist) und ein fleißiges Studium alter Weisheitsschriften könnte ich — auf das Gehörte hin — dem Verfasser vorderhand nicht nachrühmen. „Dem Geheimnis Christi und der Erscheinung Jesu" führt das

Buch sicher nicht näher, sondern seiner Absicht nach entfernt es davon. Und wie es den Namen Jesus, für den es „Jehoshua" setzt (ja eigentlich „Jehoshua Ben Pandira", wobei das „Unsterbliche" in Jesus als „Jehoshua", dessen „Persönlichkeit" aber als „Ben Pandira" bezeichnet ist) nur umständlicher und inhaltsärmer macht, so auch die Auslegung der Evangelienberichte. Da wird alles als Allegorie genommen und dargetan. Es verkompliziert und ruiniert jede einfache Begenbenheit wie jedes Gleichnis und bewirkt damit nur den Verlust alles ursprünglichen inneren Lebens.

Als Beispiel dafür, wie öde rationalistisch das Buch mit Bibelberichten umgeht, zitiere ich einige Stellen aus „Herodias":

„Dieser König wurde von einigen ‚der Eigendünkel', von anderen ‚Herodes' genannt. Um die Zeit, in welcher sich diese Geschichte zutrug, herrschte der Eigendünkel in der von ihm ererbten Welt und hatte seinen Wohnsitz in der Hauptstadt des Reiches, welche gewöhnlich ‚das Gemüt', mitunter aber auch ‚Jerusalem' genannt wird. Seine rechtmäßige Frau war eine Prinzessin . . . bekannt unter dem Namen ‚die Selbstlosigkeit' . . . Er verstieß sie und nahm die Selbstliebe, welche unter dem Namen ‚Herodias' bekannt war . . . Unter denjenigen, welche dieser Verbindung am meisten entgegen waren, befand sich ein von Gott erleuchteter Mann, namens ‚Verstand', welcher im ganzen Lande als ein Prophet galt, und in der Geschichte unter dem Namen ‚Johannes der Täufer' bekannt ist . . . Die schöne Herodias haßte den Propheten, denn der Verstand war der Selbstliebe ein großes Hindernis, und sie suchte deshalb den König zu bereden, den Propheten ermorden zu lassen . . . Nun ersann die Selbstliebe einen Plan um ihre Absicht zu erreichen. Sie hatte eine wunderbar schöne

Tochter, genannt Salome, welche die personifizierte Leidenschaft darstellte . . ." u. s. f.

In solcher Weise erfährt hier die Lebens- und Leidensgeschichte Jesu, und was mit ihr zusammenhängt, ihre Umdichtung zum „Märchen". Ich kann derartigen Deutungen wahrscheinlich einfacher Begebenheiten, die für die Empfindung nie völlig auszuschöpfen sind, um so weniger Reiz abgewinnen, je mehr Einbildungseifer und Absichtlichkeit dabei zutage treten. Ja, ich verspüre einen Mangel an Redlichkeit in solchem Tun; er läge darin, daß man bereits mit einer zu bestimmten Absicht an ein solches Thema herantrat und es gestaltete. Behutsam ist diese Absicht auch gelüftet, wenn gesagt wird, daß es dem Verfasser nicht darum zu tun war, „die Allegorien der Bibel kurzweg zu erklären, oder sie auf eine willkürliche Weise auszulegen," sondern daß es vielmehr seine Absicht war, „darauf hinzuweisen, daß hinter den in den ‚Heiligen Schriften' aller Nationen enthaltenen Allegorien tiefe wissenschaftliche Wahrheiten und göttliche Geheimnisse verborgen sind, deren Ergründung für jeden von höchster Wichtigkeit ist."

Ich sehe nun aber gerade das Fragwürdige dieses Verhaltens darin: so zu tun, als wäre es *Gewißheit*, daß die hier in Betracht kommenden Bibelberichte *nur Allegorien* enthalten, während diese angeblichen Allegorien doch, wie gesagt, viel wahrscheinlicher einfache Begebenheiten vorstellen, die immerhin im Bericht getrübt sein mögen. So wuchs mein Mißtrauen, und ich beginne zu vermuten, daß der Theosophie wohl das Menschenbeispiel Christi im Wege ist. Sonst könnte sie nicht so leicht über dessen Existenz hinwegsehen und in ihren Weisheitslehren dafür Ersatz zu finden wähnen; denn die innere Macht eines solchen Menschenbeispiels vermögen bloße Weisheitslehren doch nie aufzuwiegen. Auch wirkt es befremdend und gar nicht überzeugend, die einfache „Bergpredigt" des langen und

breiten zu theosophischen Weisheitslehren ausgeschlachtet zu sehen und beständig von Unsterblichsein und Ueberwelt sprechen zu hören. Schon die Zuhörerschaft, die doch, wie anzunehmen ist, hauptsächlich dem niederen Volke angehörte, spricht gegen eine solche Deutung und für die Annahme, daß in dieser Predigt Christi einfach auf ein Glücklich- und Seligsein durch Innenleben, ohne äußeren Reichtum, hingewiesen wurde. (Dieses tiefgütige Verhalten Christi zum niederen Volke mag unsre Zeit dazu verführt haben, in ihm einen Träger sozialer Tendenzen zu wittern, was aber völlig verfehlt ist. Nichts könnte gegensätzlicher sein als das Verhalten, das Christus dem Volke ans Herz legte, und das Verhalten, das die Sozialdemokratie den Arbeitern predigt. Jenes wollte jeden zu sich selber führen und in solcher Weise sich den Menschen eröffnen, und damit auch dessen Glücklichsein ermöglichen; dieses führt zu Bewegungen, die jeden von sich wegführen und äußerlichste Ziele als Glückszustand anstreben. Dieses ist völlig weltlich, jenes völlig menschlich.)

Auch die Ergründung göttlicher Geheimnisse ist eigentlich nicht Sache des Menschen. Ich möchte darum eine solche Gedankenarbeit nicht mit der Schrift Daabs verglichen sehen, die immerhin ein eigenes Jesu-Erleben kundgibt und sicher viel höher steht. Denn Daab ist Schöpfer; er schöpfte seine Jesu-Erfassung aus seinem Empfinden. Der Theosoph Franz Hartmann aber schöpft aus vielen indischen und ägyptischen Quellen ältester Herkunft, trägt dieses Geschöpfte emsig zusammen und verarbeitet es zu einem Ganzen, dem das Fremdländische seiner Herkunft und das Zusammengefügte noch sehr stark anhaftet. Manches Zitierte — sei es nun einem alten ägyptischen Papyrus abgelesen oder sonst alter Weisheit entstammend — hört man gewiß dankbar an und läßt es auf sich wirken, aber die allzu europäische Verdeutlichung entfernt einem wieder das Gehörte. Das Alte ist

zu wenig zu Wachstum gebracht im Neuen. Der ganze Vorwurf bedürfte vonseiten des Verfassers einer mehr von dessen eigener Wesenheit beeinflußten Behandlung; wie ja auch ein und derselbe Baum sich anders entfaltet in Wuchs und Frucht, sobald er in ein anderes Erdreich kommt. Damit soll gesagt sein: daß das Schöpferische unentbehrlich ist, auch wenn einer älteste Weisheit verwertet. Sonst könnte man überhaupt die Gedanken nur weitergeben. Doch da würde man bald entdecken, daß solche Gedanken tot sind, und daß sie von dem, der sie vorbringt, erst neu erlebt, neu geboren werden müssen, um zu Leben zu kommen. So muß auch die Wahrheit immer wieder neu geboren, neu erlebt werden. Sonst ist sie noch nicht in Wirklichkeit, noch nicht in Wahrheit. Und soviel auch in Hartmanns Buch von der Wahrheit die Rede geht, zuletzt weiß auch er nur: „Wahrheit ist Wirklichkeit. Was wirklich ist, ist wahr".

Hier nun setze ich mit meinem Tadel ein: Dieses Buch gibt zu wenig Wahrheit, zu wenig wirkliches Leben, das immer ein Erleben ist. Es gibt ein vom Verfasser zu wenig neu Erlebtes, ein vom Verfasser zu wenig neu Geborenes. Mit anderen Worten: Der Theosoph Franz Hartmann ist mir zu wenig wirklich, weil er zu wenig selbstschöpferisch ist. Dieser Mangel, scheint mir, haftet allem Theosophischen an, das sich heute bei uns hören läßt. In Dr. Franz Hartmann mag es einen namhaften Vertreter besitzen; aber es ist, als vertrete er das Wachstum eines fremden Stammes. Damit erobert man sich nicht den Menschen. Auch dann nicht, wenn man sich dabei die ganze Welt erobern würde; was diesen Leuten als Hoffnung vorzuschweben scheint, denn man hört da: „Eine ‚theosophische Bewegung' durchzieht die Welt, welche, wenn auch nicht in äußerlicher Form, so doch an innerlicher Bedeutung der großen Reformation gleichkommt, ja dieselbe noch weit übertreffen wird."

Eben von dieser innerlichen Bedeutung spüre ich nichts; schon das Aufgehen in nur fremdes Wachstum schließt diese Bedeutung aus. Die Theosophie baut mir auch zu viel auf Weisheit und Wissen. Wohl zieht sie mitunter gegen Scheinwissenschaft zu Felde, doch weiß sie sich selber nicht vor Scheinweisheit zu schützen. Denn es ist nicht weise, auf Wissen zu bauen. Und wenn sie meint: „Die kleine Wissenschaft ist blind, sie schreit nach Beweisen und verläßt sich auf Vernunftschlüsse und Ableitungen; die große Wissenschaft ist sehend; sie sieht und erkennt", so könnte sie noch als weitere Steigerung das große Unwissen nennen, das erst zuende sieht und zuende erkennt, in dem es auch an der großen Wissenschaft das Ende sieht und erkennt. Und wenn schon in der „kleinen Wissenschaft" der Humbug im Kleinen möglich ist, so in der „höheren Wissenschaft" wohl auch der höhere Humbug. Darum: ein Mensch, der zu seinem Unwissen völlig erwacht ist, entläßt, um mehr von seinem Unwissen zu wissen, aus sich auch die große Wissenschaft.

III.

Vielleicht wäre es um die Theosophie besser bestellt, wenn sie — anstatt als die große Wissenschaft aufzutreten — in die wahrhaft große Wirklichkeit, die auch die kleine Wirklichkeit in sich begreift, tiefer aufzugehen vermöchte. Das würde ihre Anhänger vielleicht veranlassen, mehr auf das Wachstum des eigenen Stammes, auf die eigene schöpferische Entfaltungsmöglichkeit bedacht zu sein. Ist doch die kleinste erlebte Wirklichkeit nicht durch das größte Wissen zu ersetzen. Auch käme sie dann kaum zu Anwandlungen einer Enttäuschung, die es schmerzlich empfindet, „aus den erhabenen Regionen herabsteigen und sich mit den Kleinlichkeiten dieses Lebens befassen" zu müssen. Denn man wäre vielleicht eher geneigt, auch manche dieser Kleinlichkeiten für erhaben zu

nehmen. So könnten einem z. B. die folgenden, sehr irdischen Dinge erhaben scheinen: die vertrauensselige erste Hingabe in Liebe, das beglückte Staunen des Weibes nach dem Gebären, die Verlorenheit der jungen Mutter im Stillen des Kindes, das friedvolle Sterben in Einsamkeit. Ich hebe diese Dinge hier als erhaben hervor, weil der Theosoph die erhabenen Dinge allzugern nur vermeintlich höheren Regionen entnimmt und Beispiele, wie ich sie eben erwähnte, zumeist in das tierische Dasein verweist. Aber ich meine, daß ohne dieses tierische Dasein auch das rein Menschliche nicht aufzufinden ist. Und wenn man schon eine „höhere Wissenschaft", die in höhere Regionen führt, pflegen will, müßte sich dies auch darin erhärten, daß man Selbstverständlichkeiten der allergewöhnlichsten Region nicht mehr berührt. Etwa Gemeinplätze wie diese: „Der Sitz der Liebe ist aber nicht der alles zerklaubende Scharfsinn, sondern die Seele". Oder: „In dem Charakter eines Menschen und nicht in seiner persönlichen Erscheinung liegt seine Individualität". Auch bekundet ein Vertreter der „höheren Geisteswissenschaft" gerade keinen besonderen Geist, wenn er bemerkt: „. . . täglich werden neue Luxusartikel erfunden und wachsen in kurzer Zeit zu unentbehrlichen Bedürfnissen an; ja das tierische Dasein wird so angenehm gemacht, daß man nach keinem höheren Dasein mehr ein Verlangen empfindet"; und wenn er hinzufügt: „Dennoch herrscht keine Zufriedenheit."

Denn meiner Wahrnehmung nach herrscht hier entweder Mangel an Einsicht oder eine Absicht oder wahrscheinlich Beides. Sonst müßte wohl bemerkt werden, daß durch das Wachsen der Luxusbedürfnisse das tierische Dasein (das vom reinmenschlichen Dasein nun einmal nicht zu trennen ist) nur hinfälliger, im Grunde also gewiß nicht angenehmer wird. Daß demgemäß nicht dennoch, sondern eben deshalb keine Zufriedenheit herrschen kann, indem die Men-

schennatur instinktiv zu fühlen beginnt, daß ihr mit dem Ueberhandnehmen des Luxus etwas entzogen, nicht etwas gegeben wird; daß Ueberwohlleben wie Ueberentbehrung eine Art Unterernährung mit sich bringen muß und damit einen Verfallszustand, der den Menschen speziell auch „Religionssystemen", die ja den Verfall des Religiösen bedeuten und immer weltlich sind, zugänglich macht. Das Anknüpfen an die allgemeine Unzufriedenheit mutet daher beinahe wie ein Anknüpfen an diese Zugänglichkeit an, die in einem Theosophen möglicherweise die Hoffnung und den Entschluß zeitigt, Menschen für die Theosophie zu gewinnen. Zumal es diese ja auch zu einem Religionssystem bringen möchte, und man an ihr, je mehr man von ihr kennen lernt, umso mehr auch beinahe Kirchliches wahrzunehmen vermag. Einen äußeren Zusammenschluß wenigstens strebt auch sie an, und weltliche Förderungsmittel sind ihr ebenso erwünscht wie der Kirche. Ja sie weiß sogar auch einen Himmel in Aussicht zu stellen und — was besonders verlockend scheint — nicht erst für ein Jenseits. Man höre nur: „Nichts hindert uns, die Erde zum Himmel zu machen, die Großartigkeit und Herrlichkeit des Weltalls, und uns als die Bewohner seiner höheren Regionen zu erkennen, und das Dasein darin zu genießen, als die kleinlichen Vorstellungen, die wir uns von der Welt und von unserem Dasein machen."

Mein Gefühl aber befindet sich auch zu diesem Erguss in Gegenströmung. Nicht nur glaube ich nicht, daß sich die Erde zum Himmel machen läßt; glaube vielmehr, diese „Machenschaften" der Menschen zerstören allzu oft alles Himmlische auf Erden. Weshalb ich auch einen unbegrenzten Abscheu davor habe. Doch erst so, in einer solchen Verfassung, scheint mir, wird man befähigt, sich nicht mehr kleinliche Vorstellungen — zwar nicht von der „Welt" (weil ich nicht weiß, was damit gemeint ist), sondern von unsrem

Dasein zu machen. Denn solange wir in dem Wahn leben, dieses Dasein erst zu etwas machen zu müssen, haben wir wohl die kleinlichste Vorstellung von ihm.

*

Nun heißt es zwar am Schlusse des Buches wieder: „Wie aber ein Mensch dadurch, daß er eine Menge körperlicher Nahrung zu sich nimmt, ... nicht gelehrter wird, so wird auch eine Ausbildung der höheren Menschennatur nicht durch eine bloße Vermehrung des intellektuellen Wissens erzielt; vielmehr bedarf es hiezu einer Erweiterung des geistigen Horizonts durch das innerliche Wachstum des wahren Selbstbewußtseins im Menschen, dessen Leben die durch die Ueberwindung des Eigendünkels und durch Selbstaufopferung zum Wohle der Welt zu erlangende göttliche Liebe ist."

Hier möchte ich vorerst nur kürzen und einfach sagen: daß das Wachstum der Menschennatur (nicht erst der höheren) nicht durch Wissen erzielt werden kann; ein Satz, dem niemand überzeugter beipflichten kann als ich. Aber er spräche zugleich schon gegen die Theosophie, insoferne sie sich selber als die „höhere Wissenschaft" ausgibt. Auch das Weitere ließe sich kürzer etwa so fassen: Vielmehr bedarf es hiezu des Wachstums der Innerlichkeit. Ein solches Wachstum erweitert wohl den geistigen Horizont, aber in dem Sinn, daß es die Grenzen tilgt, die das Wissen aufwirft. Denn je tiefer das Geistige seiner selbst bewußt wird, umsomehr verliert es aus sich Grenzen und Wissen. (Es ist wohl sehr zu bezweifeln, daß das von der Erweiterung des geistigen Horizonts im vorher Zitierten so gemeint ist.) Und endlich wäre noch der Begriff „Welt" des Näheren darzulegen. Das Weltall kann damit nicht gemeint sein; es bedarf keiner Fürsorge von Seite der Menschen. Bliebe also

nur noch die Welt im Sinne eines Ergebnisses aus den Machenschaften der Menschen. So bedingt gewissermaßen das Entstehen und die Ausbreitung dieser Welt ein Abkommen des Menschen von sich selber, ein Abkommen von seiner Innerlichkeit, und das Aufkommen der Ordnung dieser Welt ein Abkommen von der Ordnung, die der Mensch in sich trägt. Die Welt in diesem Sinne ist demnach eine Verfallserscheinung, weil sie eine ursprüngliche Ordnung in Verfall bringt, diese ursprüngliche Ordnung im Menschen aber — der Herkunft aus dem Höchsten nach — immer ein Höheres sein muß als die Ordnung dieser Welt. Das schlösse es aber aus, „das göttliche Selbst", daran der Theosoph doch festhält — und das in seiner Göttlichkeit auch ein ursprüngliches Selbst sein muß — wie auch ein Leben, das „die zu erlangende göttliche Liebe" ist, zum Wohle der Welt aufzuopfern, insoferne diese ja nur dadurch bestehen kann, daß sie die Menschen in jenem Verfallszustand an sich bindet. Das Wohl der Welt ist somit nicht mehr das Wohl des Menschen. Vielmehr: je göttlicher ein Selbst oder eine Liebe ist, umso weniger könnten sie mit der Welt noch zu tun haben, indem sie ja den Menschen von der Welt loslösen. Das Wohl des Menschen verlangt, daß er immer mehr zu sich selber findet, daß er immer mehr M e n s c h wird. Das Wohl der Welt aber würde es nötig machen, von der Welt zu verlangen, daß sie nicht mehr Welt sei. Denn sie kommt zu desto mehr Uebeln, je mehr sie die Menschen von der ursprünglichen Ordnung abbringt, je mehr sie Welt wird.

*

Hier ist mir Gelegenheit geboten, auf den Unterschied zwischen weltlich und irdisch hinzuweisen. Das Irdische hat eine Herkunft aus dem Höchsten wie der Mensch, da

ist nichts Trennendes; sein Ursprung oder sein Schöpfer läßt sich nicht erkennen. Das Weltliche aber, das hier in Frage kommt, stammt von der eben bezeichneten Welt und bedeutet wie diese ein Abkommen der Menschen von der ursprünglichen Ordnung der Dinge. Je mehr der Mensch wieder in sich findet, umsomehr findet er auch wieder zu dieser Ordnung zurück und entläßt aus sich die Ordnung dieser Welt. Das Religiöse als Einkehr muß somit immer ein Erwecken dieser ursprünglichen Ordnung sein. Es muß den Menschen umso mehr vereinzelnen, je mehr es diese Ordnung in ihn trägt. Und es muß diese Ordnung umso mehr in ihn tragen, je religiöser es ist, weil es erst in der völligen Herstellung dieser Ordnung im Menschen, die ein Aufgehen in ein völlig Außerweltliches ist, seine Vollendung findet.

Wenn daher die Theosophie ein Religiöses sein will, so müßte sie ihre Aufgabe auch darin finden, daß sie im Menschen die innere Ordnung und mit ihr den Zusammenhang mit einem Außerweltlichen wieder herzustellen sucht. Dazu bedarf sie keines Zusammenschlusses der Menschen, keiner äußeren Bewegung und keiner Förderung von Seite der Welt. Ja, dem Religiösen als einem Begriff, der die Welt als solche aus sich entläßt, könnte eine Förderung von dieser Seite niemals eine Förderung sein. Und so könnte auch die Theosophie sich immer und überall nur an den einzelnen Menschen wenden, in diesem den Zusammenhang mit einem Außerweltlichen wieder herzustellen helfen und so ihrerseits wieder den Menschen mit dem Menschen verbinden. Es ergäbe freilich keine äußere Verknüpfung, aber eine innere Zusammengehörigkeit, die zugleich eine Befreiung ist. Sie wäre alles in allem auch die stärkste Zusammengehörigkeit und so gewissermaßen ein Soziales, dem gegenüber die äußerlichen sozialen Bande nur wie dünne Fäden erscheinen, die jede stärkere Regung

der Seele zerreißt. (Auch hier zeigt sich wieder, wie falsch und beschränkt der Versuch ist, das Religiöse als ein Soziales von außen her auszugeben).

Allerdings vermag ich mir — dem nach, was ich diesem Buche über Theosophie entnommen habe — noch nicht vorzustellen, wie ein derartig zusammengetragenes Wissen, auch wenn es ältesten Weisheitslehren entstammen und vielfach verständnisvoll behandelt sein mag, imstande sein soll, auf den Menschen in dem erwähnten Sinn als Religiöses zu wirken. Um das zu erreichen, müßte dieses Wissen entweder in völlig geschlossener Weise das Erlebnis spiegeln können, von dem es geboren wurde; oder es müßte vorher so neuerlebt und wiedergeboren werden, daß in ihm das Leben dessen, der es vorbringt, so zum Ausdruck kommt, daß es auch von den Machtzuständen dieses Lebens Zeugnis gibt. Es müßte also ein Menschenbeispiel und nicht Lehre zum Wohle der Welt sein. Die Welt verträgt sich nun einmal nicht mit dem Religiösen. Dafür aber entläßt dieses das Irdische nicht, sondern bringt es vielmehr im Erleben dieses Irdischen zur größten Wirklichkeit und erschließt sich damit auch den Menschen.

Eine Stelle im Buche erlaubt mir noch, das Gesagte in bessere Beleuchtung zu rücken. Es ist da die Rede von einer mystischen Gesellschaft, „welche sich ‚Christen' nannten" und die „die Buchstaben (I. N. R. I.) über dem Symbol des Kreuzes" anbrachten, „welche bedeuten: In Nobis Regnat Jesus; d. h.: ‚In uns herrscht Jesus', das Licht der Welt". Ich frage nun: Wenn Jesus als „das Licht der Welt" begriffen wird, was soll damit gesagt sein? Und so gebe ich hier meine Auffassung:

Vorerst verneine ich Jesus als einen theosophischen Begriff und nehme ihn als ein Beispiel, das in außerordentlichster Weise den Menschen dargetan hat. Dieses Menschenbeispiel mag nun auf andere Menschen so mächtig ge-

wirkt haben, daß sie eine solche Menschwerdung als das höchste betrachteten. So mögen diese Menschen, des gewaltsamen Todes Jesu gedenkend, das Kreuz zum Zeichen ihres Strebens erwählt und wie zum lebendigen Ansporn über diesem Abzeichen (aber ohne jede Geheimlehrerei) die Devise angebracht haben: „In uns herrscht der Mensch" Und sie fanden auf diese Art besser in sich hinein und zur Verbindung mit ihrer Herkunft und sahen, daß es dabei in ihnen immer heller wurde; und sie fühlten, wie das Weltliche aus ihnen entwich und waren wie ausgetreten aus einem Dunkel.

Ich sage nicht, daß es sich so zugetragen hat, weil ich das nicht wissen kann; aber ich sage es, weil es sich heute noch so verhält: daß der Mensch sich erhellt, indem er die Welt aus sich entläßt, indem er zu sich selber kommt. Daß der Mensch, wenn er nur Mensch genug ist, wie der Tag ist und die Welt die Nacht; daß ein solcher Mensch die Freiheit und die Welt das Gefängnis ist; daß er wirklich das Licht und die Welt das Dunkel ist.

Nago, im März 1914.

Abendland / von Georg Trakl

Else Lasker-Schüler
in Verehrung

I.

Verfallene Weiler versanken
Im braunen November,
Die dunklen Pfade der Dörfler
Unter verkrüppelten
Apfelbäumchen, die Klagen
Der Frauen im silbernen Flor.

Hinstirbt der Väter Geschlecht.
Es ist von Seufzern
Erfüllt der Abendwind,
Dem Geist der Wälder.

Stille führt der Steg
Zu wolkigen Rosen
Ein frommes Wild am Hügel;
Und es tönen
Die blauen Quellen im Dunkel,
Daß ein Sanftes,
Ein Kind geboren werde.

Leise verließ am Kreuzweg
Der Schatten den Fremdling
Und steinern erblinden
Dem die schauenden Augen,
Daß von der Lippe
Süßer fließe das Lied;

Denn es ist die Nacht
Die Wohnung des Liebenden,
Ist sprachlos das blaue Antlitz,
Ueber ein Totes
Die Schläfe aufgetan;
Kristallener Anblick;

Dem folgt auf dunklen Pfaden
An Mauern hin
Ein Abgestorbenes nach.

2.

Wenn es Nacht geworden ist
Erscheinen unsre Sterne am Himmel
Unter alten Olivenbäumen,
Oder an dunklen Zypressen hin
Wandern wir weiße Wege;
Schwerttragender Engel:
Mein Bruder.
Es schweigt der versteinerte Mund
Das dunkle Lied der Schmerzen.

Wieder begegnet ein Totes
Im weißen Linnen
Und es fallen der Blüten
Viele über den Felsenpfad.

Silbern weinet ein Krankes,
Aussätziges am Weiher,
Wo vor Zeiten
Froh im Nachmittag Liebende geruht.

Oder es läuten die Schritte
Elis' durch den Hain,
Den hyazinthenen,
Wieder verhallend unter Eichen.
O des Knaben Gestalt
Geformt aus kristallenen Tränen
Und nächtigen Schatten.

Anders ahnt die Stirne Vollkommenes,
Die kühle, kindliche,
Wenn über grünendem Hügel
Frühlingsgewitter ertönt.

3.

So leise sind die grünen Wälder
Unserer Heimat,
Die Sonne sinkt am Hügel
Und wir haben im Schlaf geweint;
Wandern mit weißen Schritten
An der dornigen Hecke hin
Singende im Aehrensommer
Und Schmerzgeborene.

Schon reift dem Menschen das Korn,
Die heilige Rebe.
Und in steinernem Zimmer,
Im kühlen, ist bereitet das Mahl.
Auch ist dem Guten
Das Herz versöhnt in grüner Stille
Und Kühle hoher Bäume.
Speise teilt er mit sanften Händen aus.

Vieles ist ein Wachendes
In der sternigen Nacht
Und schön die Bläue,
Schreitend ein Bleiches, Odmendes,
Ein Saitenspiel.

Gelehnt an den Hügel der Bruder
Und Fremdling,
Der menschenverlassene, ihm sanken
Die feuchten Lider
In unsäglicher Schwermut.
Aus schwärzlicher Wolke
Träufelt bitterer Mohn.

Mondesweiß schweigt der Pfad
An jenen Pappeln hin
Und balde
Endet des Menschen Wanderschaft,
Gerechte Duldung.
Auch freut die Stille der Kinder
Die Nähe der Engel
Auf kristallener Wiese.

4.

Ein Knabe mit zerbrochener Brust
Hinstirbt Gesang in der Nacht.
Laß nur stille am Hügel gehn
Unter den Bäumen
Gefolgt vom Schatten des Wilds.
Süß duften die Veilchen im Wiesengrund.

Oder laß treten ins steinerne Haus,
Im gramvollen Schatten der Mutter
Neigen das Haupt.
In feuchter Bläue leuchtet das Lämpchen
Die Nacht lang;
Denn es ruht der Schmerz nicht mehr;

Auch sind die weißen Gestalten
Der Odmenden, die Freunde ferne gegangen;
Gewaltig schweigen die Mauern rings.

5.

Wenn es auf der Straße dunkelt
Und es begegnet in blauem Linnen
Ein lange Abgeschiedenes,
O, wie schwanken die tönenden Schritte
Und es schweigt das grünende Haupt.

Groß sind Städte aufgebaut
Und steinern in der Ebene;
Aber es folgt der Heimatlose
Mit offener Stirne dem Wind,
Den Bäumen am Hügel;
Auch ängstet öfter die Abendröte.

Balde rauschen die Wasser
Laut in der Nacht,
Rührt die kristallenen Wangen
Eines Mädchens der Engel,
Ihr blondes Haar,
Beschwert von der Schwester Tränen.

Dieses ist oft Liebe: es rührt
Ein blühender Dornenbusch
Die kalten Finger des Fremdlings
Im Vorübergehn;
Und es schwinden die Hütten der Dörfler
In der blauen Nacht.

In kindlicher Stille,
Im Korn, wo sprachlos ein Kreuz ragt,
Erscheint dem Schauenden
Seufzend sein Schatten und Hingang.

Der Greis und das Mädchen / von Otto Alscher

Im Frühling hatte es ihn plötzlich gefaßt. Gerade als am Berghang hinter den Zelten das trockene Eichenlaub an den Bäumen zu knistern begann; und als die ersten Eidechsen aus alter Stämme Spalten lugten. Er war von Tag zu Tag träger geworden, mußte sich am Nachmittag unter die Sonne setzen, abends aber kroch er frühzeitig auf sein Lager und hörte nur wie ein unbestimmtes Summen der anderen Reden am Lagerfeuer. Doch dann, eines Morgens, begann er wild zu fluchen. Er wußte nun, daß er krank sei.

Er lag im dunklen Zeltwinkel, keuchte und stöhnte, und richtete jemand ein Wort an ihn, so schalt er ärgerlich. Wenn die Weiber mit Heilratschlägen kamen, blickte er sie zornig an, schwieg aber verächtlich. Manchmal setzte sich auch ein anderer Alter zu ihm, nickte mit dem Kopfe, klagte mit jämmerlicher Stimme und suchte ihn zu trösten oder damit auszusöhnen, daß wir ja alle sterben müssen ... Den schaute der Kranke an, verzog spöttisch das Gesicht mit dem eisgrauen Bart und dachte: Ja, du — du mußt dich fürchten, wenn dir Krankheit droht, du stirbst sogar einmal, ohne krank zu sein, schon an Schwäche, ich aber ... Und er drehte sich herum, keuchte weiter und kümmerte sich nur mehr um die wirren Bilder, die vor seinen Augen tanzten.

Waren es Tage, waren es Wochen, da er so lag, schwer und stoßend und mit den verrückten Bildern vor sich? Kaum, daß er in der langen Zeit etwas aß. Nur manchmal, an den Vormittagen, setzte er sich auf und verlangte etwas zu essen. Das schlang er dann gierig hinunter, wurde aber danach müde, legte sich zurück und starrte zur Zeltdecke, die schwarz verräuchert war und durch die da und dort fingerbreit der Himmel hereinschaute. Und an diesen Lö-

chern in der Zeltwand erkannte er, daß draußen stark die Sonne schien. Stets aber, wenn er so eine Weile erschöpft gelegen hatte, begann er zu reden. Irgend etwas, zu irgend jemand, einem Kinde, einem Manne oder einem Mädchen. Es waren schwerfällige wilde Gedanken, die er aussprach. Gedanken, denen die anderen nicht folgen konnten, die sie aber bannten und festhielten. So sagte er einmal zu Rika, dem Mädchen, das oft bei ihm saß: „Ein Kind möchte ich gezeugt haben. Und das Kind sollte nicht wachsen, nicht stark werden können. Sollte immer kränkeln und leiden. Da möchte ich es töten. Langsam und ruhig das Messer ihm in den Nacken bohren, sehen, wie es jäh sich windet, schrecklich zuckt, und dann plötzlich ganz still wird. Ganz still und gestreckt. Und das Gesicht, das immer nur in Leid verzerrt war, sich glättet, ruhig und ergeben wird, und furchtlos wie ein Stein, der sich vor keinem Schmerz zu ängstigen braucht. Und dann möchte ich es oft ansehen, und mich freuen, daß ich einem Menschen alles Leid nehmen konnte, einem Menschen, mit dem mein Fleisch mit litt.“ So sprach der Kranke.

Rika aber saß unbeweglich. Und reglos blieb auch ihr lauschendes Mädchengesicht, die Augen, die nur warteten und schwiegen. Dann sagte sie langsam und nachdenklich: „Tod ist ärger als Schmerzen.“

Da bebte wütend der graue Bart des Alten. „Ja, für dich, weil du ein Weib bist . . . weil für euch nur das Leben ist, wenn ein Kind von euch lebt. Ob unter Lachen oder Schmerzen. Und weil ihr glaubt, ein Kind, das leidet, muß immer nur dem Leben fluchen, nicht euch, die ihr ihm das Leben gabt.“

Aber Rika blieb unbeweglich und schweigsam.

Tags darauf hatte der Alte einen bösen Abend. Er warf sich stöhnend umher, redete wirr, zuckte mit den Gliedern und rollte die Augen in einer schreckhaften Wildheit. Kam

ihm jemand nahe, so schlug er zu, murmelte undeutlich und lag dann wieder da, als kenne er niemanden rings, sondern kämpfte mit etwas Unsichtbarem über sich, kämpfte rasend, wütend, mit der Anspannung der Todesangst.

Und diesem Kampfe sah fast das ganze Zigeunerlager zu. Es war ein fortwährendes Kommen und Gehen im Zelte, wo der Kranke lag, sie kamen und standen vor ihm, flüsterten, starrten ihn an, gingen dann hinaus und berieten. Und dann verschwanden plötzlich alle aus dem Zelte, nur im Eingang drängten sich die Köpfe. Drei Weiber aber saßen um das Feuer, hatten einen Kessel mit Wasser vor sich, warfen mit starren Blicken Hasel, Eschen, Eichen, Linden, Buchen, Erlen, Ahorn, Weiden und Nußholz in das Wasser und murmelten eintönig:

„Fieber, Fieber weich von ihm,
Wasser, Wasser nimm es hin!
Er ist kein Freund von dir,
Geh drum von hier,
Gehe hin,
Wo man dich gepflegt hat,
Wo man dich geliebt hat!
Maschmurdalo, hilf ihm!“

Und sie ließen tropfenweise das Wasser im Feuer verzischen.

Doch da hatte sich der Alte aufgesetzt. Er starrte mit seinen irren Augen zu den Weibern hinüber, murmelte abgehackt und keuchte vor Anstrengung. Und plötzlich hatte er sich erhoben, schwankte und taumelte auf die Weiber zu, ballte die Fäuste und schwang sie mit schrecklichem Ausdruck. Kreischend stürzten die Weiber aus dem Zelte.

Der Alte stand noch eine Weile da, dann fiel er jäh zurück. Zwei Männer wagten sich wieder hinein und trugen ihn auf sein Lager.

Spät nachts aber kam er unerwartet zu Bewußtsein. Er

fragte, warum es Nacht sei, blickte verständnislos und matt umher und rief nach Rika. Die kam und setzte sich an sein Lager. Und mit ihrer ruhigen Stimme erklärte sie ihm, daß er schwer krank gewesen sei, daß er mit dem Teufel gekämpft habe und daß der Teufel in ihm auch wider die losgegangen sei, die ihm helfen wollten.

Doch er lag still da und hörte ihr zu. Er hatte die Augen geschlossen, und sie glaubte schon, er schlafe, da fragte er: „Wie lange bin ich nun schon krank?"

Sie wußte es nicht sofort. Sann nach und meinte dann: „Als die Haselsträucher blühten, glaube ich, legtest du dich nieder."

„Und jetzt, was ist jetzt draußen?"

„Jetzt blühen schon die Zwetschkenbäume in den Gärten der Rumänen."

„Oh, das ist lang, schon zwei Monate," sagte der Alte erstaunt.

Rika aber ließ den Kopf hängen. „Was sollen wir nun machen, damit du gesund wirst. Wenn es noch lange dauert, so siegen die Keshalyi und tragen dich zu den Toten." Auf einmal blickte sie ihn scheu an. „Als im Winter im Dorf ein Bauer krank war, lange, und immer matter wurde, da spannte sein Bruder die Pferde an den Wagen und fuhr in die Stadt. Und brachte den Doktor, der gerade kam, als sie den Kranken aus dem Bett hoben und ihn zum Sterben auf die Erde legten. Der Doktor aber blieb kaum eine Viertelstunde drinnen. — In acht Tagen aber sah ich den Kranken schon auf der Bank vor dem Hause sitzen". Nun holte Rika tief Atem. „Wenn du willst, sage ich morgen dem Josim, daß auch er anspanne und den Doktor hole. Der macht dich bald gesund."

Der Alte gab keine Antwort. Er hatte wieder die Augen geschlossen und schien schon wieder zu schlafen. Aber plötzlich regte er sich, drehte den Kopf, sah das Mädchen groß an

und sagte langsam: „Ich weiß, daß mich der Doktor gesund machen würde. Aber ich brauche seine Hilfe nicht. Niemand soll mir helfen, niemand mir beistehen, den Teufel zu bezwingen. Durch mich selbst will ich gesund werden; ich allein will den Teufel niederringen. Kann ich das nicht, bin ich zu schwach, so brauche ich auch nicht zu leben. Dann ist es recht, daß ich sterbe . . . jeder Schwache soll sterben." Mit einem Ruck setzte er sich auf. „Wenn ich nur sehen könnte, wo ich zufassen soll, um den Teufel niederzuschlagen. Nur sehen, wo meine Fäuste Platz haben." Er legte sich wieder zurück.

Rika saß noch so lange bei ihm, bis er wirklich einschlief.

Und es schien, als hätte der Alte mit dieser Willensäußerung seine Schwäche wirklich bezwungen. Das Fieber kehrte von nun ab nicht wieder. Und den zweitnächsten Tag saß er schon beim Lagerfeuer, war wohl noch matt und schweigsam, lauschte aber doch den anderen. Am nächsten Morgen dann sah er, wie die Sonne beim Zelteingang hereinschlug. Da erhob er sich und ging hinaus. Und saß draußen, blinzelte und schaute in die Sonne, die ihm wie auf die Haut geriebener Schnaps warm im Leibe brannte. Dann sah er staunend, wie grün die Hänge standen, wie das Tal weit oben schwerlaubig blaute, wie oben am Berge gleich weißem Gewölk die Kirschbäume blühten, auf den Feldern aber die Rumänen, licht gekleidet, in langer Reihe sich im Acker bergauf wühlten.

Der Alte erhob sich, reckte sich und schritt, wie von unbestimmtem Drange getrieben, das Tal hinauf. Und schritt, sonne- und genesungstrunken, solange, bis er, von schwerer Mattigkeit befallen, nicht weiter konnte. Da ruhte er auf einer Wiese, atmete schwer, und vor seinen Blicken schwankte das Tal. Und dann tappte er heimwärts. Taumelte und stöhnte, war zum Hinfallen erschöpft, und erreichte nur mit schwerer Mühe die Zelte. Saß dann und fieberte.

Aber den nächsten Tag in der Morgensonne kroch er doch wieder das Tal hinauf. Bezwang die Müdigkeit, kam immer weiter, taumelte wieder zu den Zelten. Und jeden Tag trieb es ihn weiter. Nur die Nacht sah ihn auf seinem Lager, das noch nach Krankheit roch, das ihm nun unerträglich war.

Nach einer Woche nahm er die Axt, stieg den Berg hinan, und als der Mittag kam, schwankte er mit einer Tracht Holz auf dem Rücken heimwärts. Am Nachmittag lag er wieder draußen, wie gelähmt, durch die Sonne langsam neue Kraft atmend. Aber Tag für Tag ging er von nun ab auf die Holzsuche. Eifrig und mit wachsendem Kraftbewußtsein. Kümmerte sich nie, ob die anderen den gleichen Weg gingen, wanderte früher hinaus als der Troß der Mädchen und Weiber, die mit ihren Vorbereitungen nie fertig werden konnten. Und kam dann allein und später heim als die anderen.

Einmal ging er ein Stück Weges mit Rika zusammen. Aber es war seltsam. Er, der so oft in seiner Krankheit nach ihr verlangt hatte, blieb nun dem Mädchen gegenüber schweigsam, oder sprach nur mit einer leisen Geringschätzung zu ihr. Sie jedoch war froh und blickte ihn glücklich an, da er nun wieder gesund und so sprühend lebhaft wie früher war, er, der oft mit seiner Lustigkeit alle am Lagerfeuer lachen gemacht, dessen treffende Schärfe sie aber doch fürchteten. Und es war etwas Beschwingtes, Leichtes im Wesen des Mädchens, wie es neben ihm schritt.

Der Alte war bald völlig gesund. War aber nun ruhelos geworden, lief umher, suchte allerlei Arbeit, saß am Schmiedefeuer im Zelt, hämmerte einen Kessel zurecht, daß es läutend schallte, und lief dann, kaum daß er halb fertig war, wieder nach neuer Arbeit aus. Und war stolzer, rücksichtsloser seinen Stammesgenossen gegenüber als ehedem,

durchtriebener und überlegener wie je gegen die Dorfrumänen, die er um Arbeit anging ....

Ein schwerer, heißer Maimorgen. Der Wind, der sich in das satte Laubwerk der Büsche legte, schien schwüle Hitze heranzuwälzen. Die Ortolane sangen träg und abgehackt auf den Feldern, die Wachtelkönige schnarrten versteckt und tief, als schreie die durstige Erde.

Der Alte ging neben ihr her, und während er sprach, bein ein Dorf jenseits gehen. Auf dem Wege dahin holte er Rika ein. Sie trug zwei Bündel Wäsche auf einer Stange über der Schulter, die sie im Flusse schwemmen wollte. Unter den aufgeschürzten Röcken sah man ihre kleinen bloßen Füße, die behend den schmalen Pfad faßten. Der Schultern feiner Bug schien mit der Last zu spielen, ihr Nacken aber vibrierte und wiegte das Haupt, an dem die Zöpfe niederglitten, schwere Silbermünzen tragend.

Der Alte ging neben ihr her, und während er sprach, betrachtete er sie. Und sah, wie ihre dunkel getönten Wangen rund waren, gleich denen eines Kindes, ihrer Augen Ausdruck eine eigene Mischung von Lauern und Verträumtheit aufwies. Und schaute an ihrem jungen Leib hinunter. Sah der Brust zaghafte Wölbungen; unter dem dünnen Rock der Füße unerschöpftes, leichtes Vorstemmen und der Kniee schmalen Bug, der sich bei jedem Schritt leicht nach auswärts drehte.

Der Alte schwieg und schaute mit geschlossenen Brauen über die Felder. Dann flog sein Blick wieder zu dem Mädchen hinab. Endlich fragte er: „Hat dir noch kein Bursche ein rotes Tuch an das Zelt gehängt?“

„Nein.“

„Und Giza?“

„Der möcht mich schon zur Geliebten haben. Doch der hat kein Geld, um mich zum Weib zu nehmen.“

„Verlangen deine Eltern viel?“

„Dreißig Goldstücke."

„Das ist viel. Doch als du geboren wurdest, ist gewiß ein Regenbogen über dich hinweggezogen, denn du bist schön."

„Ja. Und darum verlangen meine Eltern so viel."

„Seine Geliebte willst du nicht werden?"

Sie schüttelte rasch den Kopf. „Nein, er ist zu jung, da werde ich rasch garstig."

„So nimm dir einen älteren."

Sie zuckte die Achseln, und sie schauten beide über die Felder weg. Und betrachteten die Schwalben, die im Flimmern über den Graswogen hin und her flitzten.

Er sagte, sie wieder ansehend: „Die Wäsche ist schwer, gib her, ich helfe dir tragen."

Sie blickte ihn erstaunt an.

„Es sieht es ja doch niemand, und es freut mich, wenn ich etwas tragen kann, da ich wieder gesund bin," meinte er entschuldigend.

Sie wollte aber doch nicht. „Heb mir nur die Stange auf die andere Schulter, . . . du bist ein Mann, der wird doch nichts für ein Weib schleppen."

Er half ihr. Legte ihr langsam und behutsam die Stange auf die Schulter, bis sie das Gleichgewicht gefunden. Erst dann und zögernd ließ er die Stange los. Nach einer Weile sagte er: „Es sind viele junge Mädchen im Lager und nur wenige Männer, die euch Geliebter sein könnten, bis ihr die Zöpfe nach rückwärts binden müßt."

„Ja, und manche warten lange, bis ein Bursche sie zum Weibe nimmt . . . Ilena hat auch schon ein Kind."

„Ilena schlägt sich mit Rumänen herum."

„Du hast ja auch einmal eine Rumänin zur Geliebten gehabt." Sie schaute flüchtig zu ihm auf.

Er machte eine wegwerfende Bewegung. „Sogar lange. Ich fing mit ihr an, als sie noch ein Mädchen war. Blieb ihr Geliebter, da sie schon einen Mann hatte. Aber sie

ſtritt immer mit mir, denn ihr Mann ſchlug ſie gleich, wenn ſie anfing zu keifen . . . Die Rumäninnen brauchen nur einen Geliebten, um mit ihm zu ſtreiten. Jetzt nehm ich mir keine Rumänin mehr."

„Eh du! Warum haſt du dir nie ein Weib genommen? Du haſt doch ein Zelt, haſt Geld, konnteſt Kinder haben."

„Ein Weib? Ich bin nicht dazu gekommen. Und mein Zelt, mein Geld, — das ſchenke ich einmal der, die meine letzte Geliebte iſt." Er lachte fröhlich.

Sie waren beim Fluſſe angekommen. Andere Zigeunerinnen wuſchen dort. Der Alte ſcherzte mit ihnen. Dann trat er ins Waſſer. Der Fluß war hier ziemlich breit, wohl ſeicht aber reißend. Der Alte lachte noch immer und ſchritt tiefer ins Waſſer. Und ſtemmte ſich und watete mit ſtarken Schritten, ſo daß der Giſcht ihn überſprühte, die Wellen an ſeine Schenkel ſchnalzten.

Dann ſtand er drüben auf dem Sande. Er lachte noch einmal zurück und begann laut zu ſingen. Und lief ſo die Uferböſchung empor, zwiſchen die Erlen hinein.

*

Als der Alte auf dem Heimweg war, ſchnalzte und ſchnarrte die Nachtſchwalbe zwiſchen ſchwer und finſter verhangenen Bäumen längs der Straße. Und dieſe maſſigen Wipfel, die ſich raunend herüberneigten, der ungewiſſe Schein der Straße, der durch die Finſternis fahlte, wieſen dem Alten den Weg.

Von den Feldern rings, die man nur ahnte, nicht ſah, kam feuchte Kühle. Und das Zirpen unzähliger Grillen ſchwebte und wogte, langſam und traurig, wie das lange ſchwere Singen klagender Weiber durch die Nacht.

Der Alte trug einen Keſſel auf dem Rücken. Der klirrte manchmal mit warnendem Klang auf, wie ein dumpfer, abgeriſſener Glockenſchlag.

Nun war er schon nahe dem Dorfe, bei dem ihr Lager lag. Hunde kläfften da und dort auf, das kam zerrissen und erregt durch die Nacht und fiel dann wieder in die Stille zurück, wie in jähem Erschrecken.

Er war müde. Und die ausgleichende Weichheit der Müdigkeit überkam auch seine Gedanken, die, wie dieses atmende Grillensingen rings, durch die Nacht schwebten, sich in den leise aufrauschenden und vollen Ruch der Wiesen verfingen.

Da der Alte schon dem Dorfe nahe war, vernahm er ein leises Rascheln unter dem einen der Maulbeerbäume längs der Straße und einen hellen doch gedämpften Klang. Das war, als wenn Silber an Silber rührte. Er blieb stehen, lauschte, wußte aber gleich, daß dort unter den Bäumen eine Wanderzigeunerin sein müsse. Denn der Klang glich dem der Silbermünzen, welche diese in den Haaren tragen. Er rief geradewegs einen Frauennamen.

„Was?" kam es zurück.

Der Alte glitt näher. „Was machst du hier?" fragte er erstaunt.

„Maulbeerblätter sammle ich für die Seidenraupen der Bäuerinnen," flüsterte Rika. „Frühmorgens sind sie naß, am Tage zu welk. Der Abend aber ist kurz." Sie hantierte mit einem vollgepfropften, großen Sack.

„Du bist doch immer auf Geld aus", meinte der Alte. „Auch nachts gönnst du dir keine Ruhe." Er setzte sich neben sie an den Straßenrand.

„Du läufst ja auch nachts herum," sagte das Mädchen.

„Eh, ich hab viel versäumt, muß es nachholen. Mir genügt der Tag nicht, um müde zu werden . . ." Er hielt plötzlich inne, schaute und lauschte in den Baum hinauf und dann rings über Straße und Wiese.

„Was suchst du? Bist du wirklich allein?"

„Freilich. Das mußt du ja gleich gesehen haben."

„Das wundert mich, daß du allein bist. Ich glaubte, es wäre Giza bei dir."

„Eh der . . . ich bin lieber allein."

Sie saßen nun eine Weile still beisammen. Vor ihnen bleichte die Straße, darüber hinaus senkte sich die Wiese in das nächtliche Tal hinab. Und von dort unten kam ein verträumtes Wasserrauschen und ein einsamer Wachtelschlag. Das klang so verschwiegen und fremd, daß die Zwei unwillkürlich nach dem Geräusch ihres gegenseitigen Atems haschten und nach einer leisen Regung von des anderen Körper.

Er legte langsam und etwas schwer seine Hand auf ihre Schulter. Und sagte: „Das ist nichts für dich, daß du nachts so allein herumstreifst. Ich werde nun immer mit dir gehn."

Sie antwortete nichts darauf.

Da wurde seine Hand noch schwerer, so daß sie sich unwillkürlich ihm zuneigte: „. . . Denn du wirst meine Geliebte sein!" sagte er ruhig.

Noch immer schwieg sie. Doch es war, als wäre ihr Schweigen lähmender geworden.

Und nun zwang er sie langsam ganz an seine Schulter. Da lehnte sie nun ihr Haupt an, wie in müder Ergebenheit oder erschlaffter Zuneigung. Und hatte die Augen so schwer geschlossen, daß es schien, als wäre sie eingeschlafen oder in anstrengendem Lauschen ermüdet.

Er schaute auf sie nieder. Er sah auf ihre geschlossenen Augen, erkannte auch den ergebenen Zug ihres Mundes. Seine Hand hatte zu zittern begonnen und streichelte ihren Scheitel. Und während er plötzlich von dem Mädchen weg in die Nacht hinausschaute, begann er zu sprechen, rasch, fast stotternd, erregt und heiß:

„Du wirst meine Geliebte sein! Jetzt muß ich nochmals eine Geliebte haben, dich! Jetzt ist mir auf einmal, da ich

so lange krank war, als müßte ich meine Arme in ununterbrochener Kraft bewegen, um mich schlagen, umarmen. Jetzt erst erschrecke ich darüber, daß ich so schwach und unbeweglich war, daß ich abgenützt sein könnte. Wie eine Haue die jahrelang in steinigem Boden gearbeitet hat, die man nur immer schärft, indem man ihre Schneide verdünnt, ohne ihr neuen Stahl anzusetzen. Bis man auf einmal sieht, daß auch das nichts mehr nützen kann, man sie wegwerfen muß. Ich aber will bei mir neuen Stahl ansetzen. Dann bin ich so gut wie neu, wie frisch aus der Schmiede gekommen . . . Du mußt meine Geliebte sein!"

Da neigte er sich ihr wieder zu. „Du bist ein neues Stück Stahl für mich." Seine Finger glitten langsam an ihrer Wange hinab, als suchten sie ihres Gesichtes Rundung vor seine Sinne zu führen. Den Augen nachhelfend, die in dieser Finsternis hilflos waren.

Dann wollte er wieder reden, aber seine Stimme versagte plötzlich: Seine Hände zitterten auf ihrem Scheitel, hielten ihn umschlossen und an seine Brust gepreßt. Und er vergaß Zeit und alles, denn sein Herz fühlte diesen Scheitel unter seinem Pochen beben.

Er merkte nicht, wie lange und unbeweglich sie saßen, bis sie sich langsam losmachte und erhob. Da stand auch er auf. Sah ihr zu, wie sie den Sack faßte und auf die Schultern hob, wollte auch wieder zu ihr sprechen und tappte ihr nach, als sie voran ging. Wollte etwas sagen, wußte aber nicht was.

So glitt sie die Dorfstraße entlang, unbekümmert der ihnen nachkläffenden Hunde, stiegen das Bachbett hinab, an deren Saume das Lager lag. Und kamen wie im Traume an.

*

„Prock!" rief der Alte, als er sah, wie ein Zigeuner sein Weib schlug. Und schaute dann spöttisch vergnügt zu, wie

sie heulte und sich zu schützen suchte, er aber besinnungslos vor Zorn war.

Da aber der Mann weiter auf sein Weib einschlug, rief der Alte: „He, und du Weib?! Hast du nicht auch eine Hand, kannst nicht auch du dreinschlagen? Gib ihm doch eins auf die Nase, da wird er dich gleich in Ruhe lassen."

Die anderen Zigeuner, die sich angesammelt hatten, ließen entrüstete Rufe laut werden, daß der Alte es wider Recht und Sitte wagte, einem Weibe zu sagen, es möge den Mann schlagen. Der Erzürnte selbst aber hörte auf, sah den Alten haßerfüllt an, doch sagte er kein Wort. Dann murmelte er etwas und ging aus dem Zelt.

Der Alte fuhr fort, das Weib zu verspotten, das nun auf einmal Mut bekommen hatte und zu keifen anfing. „Schämst du dich nicht?!" sagte er. „Er ist kleiner als du und du läßt dich schlagen. Er hat schon zwei Weiber gehabt, du erst ein Kind — und du läßt dich von ihm bezwingen. Was sollen da die Mädchen sagen, wenn sie sehen, wie es bei euch zugeht! Die denken sich: Ich nehme mir keinen Mann, bleib lieber bei einem Geliebten, der mich nicht schlagen darf!" Er zwinkerte listig Rika zu, die in der Gruppe stand.

„Hetz sie nicht auf!" sagte da ein Mann finster. „Du weißt ganz gut, daß es eine Schande wäre, wenn der Mann es nicht wagte, sein Weib zu schlagen."

Der Alte wandte sich rasch um. „Eh du, wie schön du redest. Aber wir wissen ganz gut, daß du dein Weib nicht zu schlagen wagst. Weil es dir einmal den Kessel mit heißem Wasser auf den Fuß fallen ließ."

„Sei ruhig, Alter!" ereiferte sich der Mann. „Hat dich nicht erst kürzlich der Teufel geschüttelt, weil du immer so redest? Was möchte erst mit dir ein Weib machen, du Alter!"

„Was, Alter?!" Er fuhr blitzschnell auf ihn zu.

„Glaubst du, gegen dich sei ich ein Greis?“ Er faßte ihn rückwärts beim Gürtel und beim Rockkragen und trug ihn, trotzdem er sich sträubte, mit großer Kraft vor das Zelt.

Alle lachten, die Männer aber waren verblüfft. Und dann zerstreute man sich, noch immer staunend über die Stärke des Alten. Dieser aber sah sich nach Rika um. Und sah, daß sie sich mit Leine und Axt talauf gewandt hatte, um Holz zu holen. Da ging er ihr schnell nach.

Er erreichte sie, wie sie einen schmalen Pfad zwischen Büschen hinschritt. Sie hörte seinen Schritt nicht, so leicht und rasch war dieser. Und erst, als er knapp hinter ihr war, wandte sie sich um. Ihre Züge aber veränderten sich nicht.

„Beinahe wärst du mir entwischt,“ sagte er.

Vor ihm hinschreitend und vor sich hinsehend, meinte sie: „Ich glaubte, er würde mit dir zu raufen beginnen, da du ihn so rasch aus dem Zelte stießest!“

Er lachte fröhlich und befriedigt. „Wenn er sich nur getraut hätte. Aber er sah, daß er keinen schwachen Puro vor sich habe. Das hat er nicht erwartet, daß ich so stark bin, stärker wie ein Junger.“

„Das hätte ich auch nicht gedacht“, sagte sie kopfschüttelnd.

„Nun, und — jetzt fürchtest du dich wohl gar, meine Geliebte zu werden, da ich so jung bin.“

Sie blickte wieder vor sich auf den Weg, hob dann langsam den Kopf und sagte: „Deine Geliebte werde ich nicht!“

Einen Augenblick drückenden Schweigens entstand. Plötzlich aber drängte er sich neben sie, faßte sie an der Schulter und schaute ihr ins Gesicht. Erregt stieß er hervor: „Bist du närrisch, was fürchtest du?!“

Sie blickte ihn flüchtig an. „Nichts fürchte ich.“ Und sie senkte wieder den Kopf.

Er blickte verständnislos, fast gehässig auf sie und fragte wieder: „Warum willst du also nicht, was ist das von dir?“

Sie blickte noch immer vor sich nieder. Endlich antwortete sie langsam. „Ich kann nicht!“

Da schwieg auch er. Sah nur seitwärts in das Grün hinein, während sie ruhig vor ihm hinschritt. Er schien völlig niedergeschmettert, schien vor etwas Unerwartetem zu stehen, das zu fassen er langsam versuchte. Dann sagte er trotzig: „Eh, wenn du nicht kannst!“ und setzte verächtlich hinzu: „Wenn du nicht kannst . . .“

Er blieb stehen. Schaute ihr nach, die ruhig weiterging, den Kopf noch immer so tief, fast wie schuldbewußt gesenkt. Dann wandte er sich jäh und ging zurück.

Doch am Abend sah er Rika Wasser schöpfend am Bache stehen. Er blickte erst mit eingezogenem Nacken lauernd nach ihr hin, dann trat er zu ihr und sagte: „Nun weiß ich, was du mir heute früh zu sagen vergessen hast . . , du kannst nicht von Zweien die Geliebte werden!“

Sie setzte mit dem Wasserschöpfen aus, richtete sich langsam auf, schaute ihn gerade an und schüttelte den Kopf. „Nein, das ist es nicht, da irrst du dich.“

Der Alte blickte sie zornig an. „Meinst du, ich weiß nicht, daß Giza doch dein Geliebter ist?“

Sie schüttelte wieder den Kopf. „Er ist es nicht.“

Der Alte blickte sie wieder eine Weile erstaunt an, dann wurden seine Blicke boshaft, er reckte sich hoch auf, neigte sich zu ihr und sagte: „Also du fürchtest dich, daß ich ihm die Knochen zerbrechen könnte; deshalb gestehst du es nicht. Glaubst du, daß ich wegen eines Weibes mit einem Manne raufen werde?! Das habe ich nie tun müssen, und werde es auch jetzt nicht tun.“ Er sagte es verächtlich, gleichmütig. Und stand noch eine Weile, Antwort erwartend, ihr gegenüber.

Da sah er wie ihr Blick an seinem grauen Bart hing. Aergerlich verzog er die Stirne. „Du bist wie alle Mädchen.

Ihr glaubt nur, der Bart, der schwarz ist, mache den Mann!“ Er ging zu den Zelten.

*

In der nächsten Zeit war er selten zu Hause. Brachte er einen Auftrag, so hämmerte er ein, zwei Stunden wie gejagt, schaute nicht auf, sprach mit niemandem, um so rasch als möglich wieder davonzulaufen. Um Rika schien er sich nicht zu kümmern oder wollte sie nicht sehen. Aber nach einer Woche war plötzlich seine Hast verschwunden. Er arbeitete langsamer, ging lässig herum, saß da und dort mit jemandem beisammen und plauderte. Und hatte etwas Gedankenverlorenes im Blick. Kam ein Mädchen vorbei, so blickte er es forschend an, nahte ein junger Bursche, so musterte er ihn argwöhnisch, als wolle er ihm etwas ablauschen.

So kam denn nach und nach etwas Finsteres über ihn. Mit seinen Stammesgenossen war er scharf und herrschsüchtig, scherzte nicht mehr und hielt sich von ihnen so viel als möglich abseits. Einmal sprach ihn auch Rika an. Sie hatte eine gleichgültige Frage, er schaute sie streng und überlegen an, als er ihr antwortete. Sie aber kam ins Plaudern und setzte sich neben ihn, der gerade beim Schmiedefeuer kauerte. Und sie blickte zu ihm auf, sprach leicht und frei, er aber meinte, daß alles Hohn sei, und antwortete ihr nicht mehr. Da schwieg sie und ging bald.

Bald danach gab es ein Ereignis im Zigeunerlager. Giza hatte den Blasbalg des Alten genommen und ihn in ein anderes Zelt getragen. Giza war ein stämmiger, brutaler Bursche, ungeschlacht und rücksichtslos, faul und hartnäckig, der gleich grob zuschlug, wenn man seine Derbheiten nicht duldete. Der Alte hatte es wohl gesehen, wie er seinen Blasbalg forttrug, ließ es aber ruhig geschehen und wartete, bis er damit im anderen Zelt verschwunden war. Dann ging er hinüber, trat in den Zelteingang und fragte:

„Wer, Teufel, hat meinen Blasbalg genommen?“ Giza grinste, hantierte ruhig weiter und wandte sich nicht um.

Plötzlich schlug ihn der Alte in den Nacken. „He, warum hast du ihn genommen?!“ brüllte er.

Giza schnellte auf, hob den Blasebalg und wollte ihn dem Alten ins Gesicht schlagen.

Doch dieser fing den erhobenen Arm auf, bog ihn zurück, und stieß den Burschen nieder, so daß er über das Feuer hinweg in den Hintergrund des Zeltes taumelte.

Aber umso rascher stürzte er vor. Den Nacken eingezogen, das Gesicht verzerrt, die Arme zum Fassen gebogen, fuhr er auf den Alten los.

Dieser hatte nur zwei Schritte nach rückwärts gemacht, bis er vor das Zelt gelangte, dort erwartete er ruhig den Wütenden und warf sich blitzschnell beiseite, als dieser ihn niederrennen wollte. Faßte ihn aber von rückwärts und wirbelte ihn, der durch sein ins Leere Stürzen aus dem Gleichgewichte gekommen war, wild herum, bis seine Füße allen Halt verloren hatten. Da schleuderte er ihn weit von sich, so daß er über ein Bündel Holz hinweg schwer niederstürzte.

Der Alte blieb gleichgültig stehen. Aber er zog sich den Rock aus und hängte ihn über die linke Schulter und sah zu, wie sich der Bursch erhob.

Der hatte den Blick tückisch auf den Alten gerichtet. Seine Rechte suchte im Gürtel: langsam ging er auf den Alten zu. Und da fuhr schon seine Hand mit dem Messer in die Höhe und stieß nach dem Alten.

Aber der hatte den Stoß mit dem Rock aufgefangen. Und bevor der Bursche das Messer wieder freibekommen konnte, erhielt er von dem Alten einen furchtbaren Schlag auf das Unterkinn.

Da brüllte er auf, aber ein Schlag über das Ohr

machte ihn taumeln. Ein dritter Schlag warf ihn völlig nieder.

Der Alte kniete auf ihm. Er entwand ihm das Messer, nahm es in die Rechte und sagte: „Damit du es nicht vergißt, daß du mit mir gekämpft hast!" Und schnitt ihm quer durch die Stirnhaut. Erhob sich und schleuderte weit das Messer weg und sagte zu den anderen, die schreckgelähmt rings standen: „Sagt ihm, wenn er mich nochmals angreift, so zerschneide ich ihm ganz das Gesicht."

Sie wichen zurück, als er aus ihrem Kreis hinausschritt. Er aber streifte an Rika vorbei, neigte sich ihr zu und sagte gedämpft: „Nun hast du gesehen, was ich dir sagen wollte!"

*

Diese Nacht war der Alte allein in seinem Zelte. Er kam erst spät heim, bemerkte kaum, daß in seinem Zelte niemand um das Lagerfeuer saß. Nachts aber erwachte er plötzlich. Ein unbestimmtes Gefühl ließ ihn die Augen aufschlagen. Und da merkte er, daß er noch immer allein war, daß die anderen sich gewiß noch drüben im zweiten Zelte beim Verwundeten befanden. Er ärgerte sich. Er hatte dem Giza doch nichts weiter getan, als daß er ihm ein wenig die Haut spaltete, und nun machten sie darob solchen Lärm. Plötzlich lachte er. Sie fürchteten sich wieder einmal vor ihm, deshalb scheuten sie sich, ins Zelt zurückzukommen, scharten sich zusammen und versteckten ihre Angst durch Haß. Und sie ahnten gar nicht, daß es kein Haß, kein Zorn war, der ihn den Burschen niederwerfen hieß, gerade den, welcher sich als der Stärkste von allen ausgab . . . Daß er ihnen nur zeigen wollte, er sei noch jung genug, um niemanden zu fürchten, daß seine Manneskraft frischer als die aller anderen sei. Rika wußte es nun, für wie alt sie ihn anzusehen hatte.

Er lauschte in die Nacht. Stumpfe Schwärze lag im Zelte, und durch den Eingang fiel ein unbestimmtes Bleichen, eine gewisse weichere Tönung der Finsternis. Und daß irgendwo ein Feuer flackerte, glaubte er vermuten zu können — wohl das Lagerfeuer im Zelte der anderen.

Ein Raunen drang herüber. Ein eintöniges, unbestimmtes Gemurmel, als hielte einer eine lange Rede. Dann wieder abgehacktes und lauteres Schwirren, wie Zwischenrede. Und dann hörte er auch den Verletzten wimmern und fluchen.

Der Alte gähnte. Aber er konnte nicht einschlafen, das Reden dort drüben verstummte nicht, es bewegte faul die Nacht, sättigte sie und konnte doch ihre träge Schwere nicht beheben. Und wieder lauschte der Alte, als hoffe er etwas Bestimmtes zu vernehmen. Aber es verschwamm alles, das Sprechen drüben klang wie ein Flüstern Verängstigter, die sich von einer bangen Lähmung langsam erholen.

Und plötzlich hatte der Alte das Gefühl, als sei er allein in einem unbekannten Lande. Er fühlte eine Vereinsamung, eine Hoffnungslosigkeit, wie er sie noch nie empfunden, die ihn so sehr bedrückte, daß er nicht wußte, ob er gähnen oder fluchen sollte. Und als hätte Beides doch keinen Zweck, da es ja doch nicht gehört wurde.

Der Alte wandte plötzlich den Kopf; der Zelteingang war verdunkelt worden. Er glaubte, ein paar runde Schultern, einen schmalen Kopf zu erkennen, wie den eines Mädchens. Neugierig schaute er hinüber.

Die Gestalt war verschwunden, in die Finsternis des Zeltes eingetaucht; er hörte, wie sie sich unweit von ihm niederließ und dort ganz regungslos und lauschend saß. Plötzlich sagte das Mädchen: „Warum hast du das heute getan?“

Er seufzte gelangweilt. „Weißt du es denn noch nicht? Um über einen Jungen zu lachen.“

Sie schien nachzusinnen. Dann sagte sie wieder: „Das wußte ich ja, daß du es kannst. Ist es dir denn so viel, wenn es die anderen auch wissen?“

„Du solltest es sehen.“

„Ich wußte, daß deine Kraft kein Alter beschwert.“

„Und — meine Mannheit auch nicht.“

„Auch das — wußte ich.“

„Und willst doch nicht meine Geliebte werden.“

Sie schien sich unruhig zu bewegen. Dann atmete sie einigemale tief und hub an: „Ich könnte ja deine Geliebte werden. Ich weiß, daß du meinen sechzehn Jahren genügen würdest; aber ob wir sechzehn, ob wir dreißig Jahre alt sind, in der Liebe sind wir immer ohne Alter. Ohne Alter, ohne Wissen, immer nur mit einem Erwarten. Und — so sind die Weiber: ob sie dreißig, ob sie vierzig Jahre sind, sie verlangen immer nur nach einem Mann mit zwanzig Jahren. Den Mann, der neben uns ist, den wollen wir immer belauschen können. Und weißt du, ein Mann spricht von der Liebe nur, wenn er in ihr noch etwas zu lernen hat.“

„Jeder Mann lernt durch jedes Weib,“ sagte der Alte unruhig.

„O, du verstehst es nicht, und ich kann es dir nicht sagen. Und ich will, daß der Mann, der mein Geliebter ist, mich etwas glauben lehrt. Und daß er das, was sein Glaube ist, wieder durch mich gelernt hat.“

Sie atmete hastig. „Ich fühle, daß ich stark Weib bin und daß ich so fühle wie alle Weiber. Und wir wollen immer nur an ein Wunder glauben, an das Wunder, daß auch wir dem Geliebten ein Wunder sind.“ Sie seufzte, dann sagte sie matt und ergebungsvoll: „Aber wenn du willst, daß ich doch deine Geliebte sei, so will ich es werden.“

Es kam keine Antwort vom Alten. Auch seinen Atem

hörte man nicht. Da regte er sich heftig und sagte barsch: „Deinen Schoß allein brauche ich nicht!“

Und nach einer langen Weile, da sie noch immer erwartend in die Finsternis starrte, sagte der Alte wieder: „Du hast es mir gesagt, nur den Schoß eines Weibes darf ich heute verlangen. Dafür aber hab ich nicht meine Kraft aufgespart. Ich bin zu jung, um schon vor dem Weib auszuspucken. Ich will das nie tun müssen, will auch nie sehen, daß ich alt bin . . . Eh, und ists kein Weib, das in meinen Armen weich wird, solls ein Eisen sein, das unter meinem Hammer singt!“

*

Bei der Bahnstrecke suchte man Arbeiter. Heftige Gewitterregen hatten an einigen Stellen Dammrutschungen verursacht, und die galt es sobald als möglich auszubessern.

Der Alte fand als Schmied Beschäftigung. Das Geleise war unterwaschen worden, die Schienen mit den Schwellenhölzern hingen frei in der Luft, und deren Abmontierung war schwierige Arbeit. Der Alte aber lachte nur, als er gefragt wurde, ob er stark genug für diese Tätigkeit sei.

So lustig und guter Dinge war er noch nie wie bei dieser schweren und gefährlichen Arbeit. Er scherzte mit den anderen Arbeitern, scherzte selbst mit dem Partieführer, arbeitete dabei aber flink und angestrengt. Und er war gut zu verwenden, weil er keine Furcht kannte.

Man schlug die Schwellen von den freihängenden Schienen los, um diese zu entlasten. Dann wollte man langsam das Ganze senken. Einige Schrauben waren noch zu lösen, aber man durfte dies nicht mehr von oben aus vornehmen, da das Ganze jeden Moment nachgeben konnte. Der Alte griff deshalb von unten zu. Er stand unter den Schienen, schraubte langsam und bedächtig, während die anderen, um ihn nicht zu behindern, warteten, bis er fertig sei.

Plötzlich knackte es. Der Alte wandte sich, um nach der Ursache zu sehen, — da gaben die Schienen nach. Und fand er keine Zeit mehr, auszuweichen, oder tat er es mit Absicht nicht, — er fing die Last mit seiner Schulter auf.

Die anderen schrien, rannten wirr durcheinander und suchten nach Stangen. Aber der Alte stand da: braunrot im Gesicht, trug er die viele Zentner schwere Masse auf seiner Schulter. Und eben, als sie die Stangen untersetzen wollten, um ihn zu befreien, verließen ihn die Kräfte, er brach zusammen und die Schienen fielen auf ihn.

Sie hatten ihn bald befreit und hervorgezogen. Nun fertigten sie eine Tragbahre an, um ihn fortzuschaffen. Doch bevor man noch damit fertig war, setzte sich der Alte mühselig auf und sagte: „Laßt nur, es ist mir nicht viel geschehen!“ Und während er wieder erschöpft zurücksank, keuchte er: „Vielleicht kann ich weiter arbeiten.“

Daran war jedoch nicht zu denken. Als er sich endlich vollends aufrichten konnte, mußte man ihn stützen. Der Aufseher drang deshalb darauf, daß man ihn sobald als möglich zum nahen Dorfe und von dort ins Spital bringe.

Von zwei Männern gestützt, wankte der Alte davon. Aber nach einer kurzen Zeit schon begegnete man einem Wagen, der den Verunglückten aufnahm.

Einer der Arbeiter fuhr mit, um ihn in die Stadt zu begleiten. Da man aber an dem Dorfe vorbeikam, wo der Alte Zelt und Lager hatte, bestand dieser darauf, abzusteigen. Sein Begleiter widersetzte sich anfangs. Doch er war Rumäne, der als solcher Arzt und Spital scheute, so ließ er sich denn überreden, gab nach, und der Alte stieg beim Zigeunerlager vom Wagen.

*

Die Sonne lag prall auf der Zeltleinwand. Sie durchbrannte diese, füllte das Zeltinnere mit einer stechenden

Hitze, die durch den säuerlichen Rußgeruch der verräucherten Leinwand noch erstickender wurde.

Ein Sonnenstrahl hatte einen Kupferkessel gefunden. Er umfaßte liebevoll eine blanke Stelle, schrägte von ihr ab und glitt, ein flirrender, wallender Streifen, durch das Halbdämmern des Zeltes. Und auf diesen Streifen starrte der Alte. Sein Blick lief an ihm auf und ab, begleitete die feinen, tanzenden Sonnenstäubchen, die an ihm wirbelten, und schien sich an ihrem Leuchten zu freuen. Schien eine Frage an sie zu richten, so unablässig starr war sein Blick.

Schon vier Tage lag der Alte. Er konnte sich nicht mehr erheben, konnte nicht essen, und beim Reden schmerzte ihm die Brust. Und es brannte innen unablässig, zuckte hin und her, wogte wie Feuer bei jedem Atemzuge. Die Seele mußte gerissen sein, wie er glaubte.

Und nun fragte der Alte diesen Sonnenstreifen, was wohl aus dieser gerissenen Seele werden solle? Denn er wußte nicht mehr ein und aus. Er lag, litt und grübelte, und nur das Grübeln schmerzte ihn nicht.

Aber die Staubatome im Sonnenstrahl tanzten und wirbelten ineinander, hin und her, und schienen fortwährend zu entstehen und zu vergehen. Und auch die Gedanken in seinem Kopfe entstanden und vergingen, waren ein Wirbeln, ein Zittern.

Draußen stammelte ein Kind. Es saß irgendwo in der Sonne, lichttrunken und sonnenmüde, und sein Lallen war Müdigkeit und zugleich Freude.

Nun lauschte der Alte auf das Stammeln des Kindes. Auch sein Grübeln wandte sich ihm zu, forschte in diesem hellen Stimmenschlag und horchte nach der Seele, die darin jubelnd ihre Kraft bekundete. Und da stockte alles Denken und Fühlen des Alten plötzlich. Jetzt hatte er Antwort auf seine Fragen gefunden. Dieses Kinderjubeln, dieses zitternde Lebenslallen sagte ihm: seine Seele war für immer

gerissen! Mitten dort, wo Kraft und Wille zusammenhängen. Und die eine blutete, da mußte auch die andere verbluten. .. . . Seine Seele war zerrissen!

Noch einen Tag lag der Alte. Dann ließ er die Stammesältesten, ließ er Rika hereinrufen. Und als sie um ihn versammelt saßen, sagte er: „Meine Seele ist zerrissen. Sie blutet immer fort, das Blut brennt mich innen und sagt mir, daß meine Seele bald zu Asche verbrannt sein wird. Darum sollt ihr wissen, wem mein Zelt, meine Gold- und Silberstücke gehören werden. Sie sollen Rika gehören: es sind mehrere hundert Silbergulden, aber viel über hundert Goldstücke. Und nicht von den kleinen, von den großen, türkischen. Und Rika gehört alles. Denn mein Bruder zieht irgendwo umher, wo, weiß ich nicht, Weib und Kinder aber habe ich nicht. Und diesem Mädchen habe ich alles versprochen. "

Und da sie sich über ihn neigte, ihm zu danken, flüsterte er: „Denn du warst ja doch meine letzte Geliebte, ob du es wolltest oder nicht. Und wenn auch dein Schoß nichts davon weiß, meine Seele, die nun gerissen ist, weiß es."

Eine Weile schien er zu schlafen, dann sagte er wieder: „Und das verlange ich, daß sie die Zöpfe rückwärts bindet, als wäre sie mein Weib gewesen!" Dann bat er die Männer, daß man ihn der Zeltwand zudrehe. Dort war ein Riß in den Lappen, durch den die Sonne hereinflitzte. Den starrte er an.

Er sprach kein Wort mehr. Zwei Tage noch lag er so, starrte immer auf den Sonnenblitz, bis seine Augen auch den nicht mehr sahen. Denn seine Seele war ausgeblutet.

Ein junges Mädchen aber weinte um einen alten Mann.

Aus einem soeben bei Albert Langen in München erschienenen Novellenband „Zigeuner"

Vorworte / von Sören Kierkegaard

Vorbemerkung des Uebersetzers

Die nachfolgenden Uebersetzungen sind Bruchstücke aus dem ästhetisch-philosophischen Schaffen Kierkegaards. Das erste stammt aus: Vorworte, Unterhaltungslektüre für einzelne Stände nach Zeit und Gelegenheit, von Nicolaus Notabene, erschienen im Jahre 1844; das zweite ist die Einleitung zu einem längeren Aufsatz de omnibus dubitandum est, in dem der dreißigjährige Kierkegaard sich mit der Hegelschen Spekulation auseinandersetzen wollte, den er aber nie erscheinen ließ — er hat dann später in anderer Form die Kritik nicht der Hegelschen Philosophie bloß, sondern der Philosophie überhaupt im Verhältnis zur Religion in der Abschließenden unwissenschaftlichen Nachschrift gegeben. Die Einleitung, die hier übersetzt wird, hat noch besonderes Interesse, weil sie in einem Maße autobiographische Mitteilungen enthält, wie sie der spätere Kierkegaard kaum mehr so direkt gegeben hat, und zwar handelt es sich um seine Kindheit und um das frühe Jünglingsalter bis zu seinem 21. Jahr, also die Zeit vor den erotischen Erlebnissen, vor seiner Verlobung und deren Aufhebung.

Wenn nichts anderes, so kann man daraus wieder lernen, was Produktion ist, die nicht nach dem Schweiß des Autors riecht. Das ist schon viel in einer Zeit, in der die Kinder statt eines neuen vollen unschuldigen Lebens in ihren Zügen nur die Qual der Eltern offenbaren. Im schöpferischen Leben der Kunst ist keine Aequivalenz und nicht einmal eine verständliche Kausalität zwischen Arbeit und Leistung. Hier gelten nicht die Hebelgesetze der Physik, weil die gegeneinanderstehenden Kräfte nicht gemeinsames Maß haben. Sie sind verschiedener Qualität und gehören anderen Welten an. Die Arbeit gehört dem Reich der Notwendigkeit, in welchem der biblische Fluch für jeden gilt, der Einfall

und das Werk ist Gabe und kommt aus dem Reich der Freiheit, wo die Quelle des Segens fließt. Dennoch will auch die Kunst das schwebende Gleichgewicht, aber der Begriff meint hier etwas anderes als in der Mechanik: Gleichgewicht herrscht erst, wenn Arbeit und Mühe vor der Phantasie verschwunden sind, wie die endliche vor der unendlichen Größe.

Zwischen Arbeit und Lohn im schöpferischen Leben der Kunst liegt ein Riß, ein Blitz und *ein Vergessen*. Aber ein Vergessen besonderer Art. Wenn ein Genie in der Stunde der Intuition alle seine Gelehrsamkeit vergißt, wenn all sein durch Arbeit erlangtes Wissen wie aufgesaugt ist von einem einzigen Blick seines geistigen Auges, aber ungebrochen mitschwingt im Strahl des gnadenvollen Lichts, das ihn erleuchtet, so ist das ja etwas anderes, als wenn ein Dummkopf auf seinem Stuhl hin und herrutscht und schwitzt, weil er alles vergessen hat und ihm nichts mehr einfällt.

Wenn einer das so verstehen will als habe das Genie Arbeit und Anstrengung nicht nötig (aber Kierkegaard hat ja nicht nur die Tage, sondern auch die Nächte durchgearbeitet), so beweist er nur, daß er allein und ohne Stütze nicht gehen kann und dem besoffenen Bauern gleicht, von dem Luther redet: Hilft man ihm von rechts in den Sattel, so fällt er links herunter. Die Mühe der Saat ist das eine, die reife Frucht das andere. Die Mühe der Saat und des Pflügens erklärt aber nicht die Frucht, die ja auch ausbleiben kann und sich allein dadurch schon als Gabe und Geschenk erweist. Und die Kunst, in noch höherem Maße als das unmittelbare Leben, will die Ernte und die Freude der Ernte, in deren glücklichstem Augenblick Arbeit und Mühe nicht mehr da und vergessen sind.

Die Frage, ob das Spiel den Einsatz wert ist, ob überhaupt Mühe und Leben um eines Kunstwerks willen sich lohnen,

geht die Kunst selbst gar nichts an und ist ihr gleichgiltig. So wichtig auch die Frage an sich selbst ist, denn wer sich von Weib, Ehe, Macht, Ehre, Kunst, Wissenschaft oder Philosophie um diese Frage betrügen, wer sich von ihr nicht zerreißen, in ihrem Fegefeuer nicht verbrennen läßt, der ist nur erst das Rohmaterial, das μὴ ὄν zu dem inneren, geistigen Menschen, dessen Keim in ihm liegt, und der er werden kann und soll, werden, nicht sein, denn wer in dieser Welt so redet, ist voll der ignava ratio. Diese Frage hat aber jeder Einzelne mit Gott abzumachen. Hin und wieder trifft sie im Laufe der Jahrhunderte in einem leidenschaftlichen Menschen mit der Kunst zusammen; dann aber ist diese letzte sofort ohne weiteres dienendes Moment, nicht zu einem endlichen Zweck, das ist Unsinn, sondern innerhalb eines unendlichen Lebens. Es ist ja unserer Zeit der Unfug vorbehalten geblieben, auch einen Paulus etwa unter die Rubrik „Künstler" einzustellen, ein Unfug, der vor allem recht bequem ist. Was nennt sich nicht alles Künstler, und wenn zur Not ein Unterschied zwischen Paulus und dem Blumenthal gemacht wird, so doch nur innerhalb der Stilistik und wegen der Wahl des Gegenstandes, indem der Blumenthal in Lustspielen und Sinnsprüchen fürs Berliner Tageblatt macht, während Paulus in Religion machte, worin der Blumenthal hauptsächlich deshalb nicht macht, weil er eben den Fortschritt mitmacht. Aber auch wo ernsthaft von der Kunst geredet und das Gesindel ferngehalten wird, ist es eine Herabsetzung des Paulus, ihn Künstler zu nennen. Mag er auch Ausdrücke gefunden haben, für die ein Künstler sein halbes Leben und seine Seligkeit dazu geben würde, er ist mehr als Künstler.

Aber die Kunst will das Lied. Mag die Kehle des Vogels sich krampfen, wenn er singt, sein Lied jedenfalls ist kein Krampf. Wo immer man auf dem Wege zu solcher Verwechselung ist, ist man auch nicht weit entfernt von dem

noch verderblicheren Wahn, es sei der Krampf schon das Lied. Es gibt heute Schriftsteller, die sich gebärden als hätten sie zum allerersten Mal etwa die Sexualität in der Welt entdeckt, nicht als Dichter oder Denker, dann wäre ja alles gut und schön und in Ordnung, sondern eben einfach als Tiere. Ja aber wenn sonst nichts, sehe ich mir doch lieber einen Kater oder einen Hengst an als den wörtlich ins Literarische übersetzten Brunstkrampf geiler Mannsbilder. Wozu denn diese überflüssige und in der Regel so widerliche Verdoppelung, bei der weder Natur noch Kunst etwas gewinnen, sondern beide nur gleichermaßen verlieren können? Ich finde schon bei Richard Wagner, wiewohl ich mir hier der Distanz zwischen ihm und den eben Bezeichneten aufs klarste und deutlichste bewußt bin, z. B. in der Musik zu Isoldes Liebestod den Krampf nicht völlig in einem höheren Leben der Kunst gelöst — deshalb fallen ja auch alle Weiber beiderlei Geschlechts gerade auf diese Musik so herein — ich finde, daß was diese Musik in Wahrheit sagt — ihre Mystik gebe ich drein, man lasse mich damit in Ruhe — im zweiten Akt der Schönen Helena von Offenbach in schwebenderen, von Schwere, Körperlichkeit, Schleim und Lehm freieren Tönen gegeben ist.

Die ganze Tragikomik der ästhetischen Verwirrungen wurde uns durch die dankenswert naive Beichte eines gelesenen Schriftstellers enthüllt. Es war an sich gewiß uninteressant, daß einer den Tod in Venedig herausgab, denn solche Stilübungen werden in der Literatur zu allen Zeiten fabriziert, und es ist doch nur, bürgerlich gesprochen, nett und erbaulich, daß einer all das, zu dessen Erlernung er einst im Gymnasium zu genial war, in seinen vierziger Jahren durch zähen Fleiß glatt und akkurat so wie ein Gymnasiast wieder einholen kann. Von besagtem Autor galt auch immer, was der junge Kierkegaard von ähnlichen Epikern seiner Zeit sagte: ihre Bücher sind nicht Produktionen, sondern

Amputationen. Umso interessanter war die Reaktion jener, die heute den Geist zu vertreten vorgeben. Mit wenigen Ausnahmen, die nur die Regel bestätigten, bekannten sich alle zu den Nöten dieses Priesters der Kunst und Ehrenpräsidenten einer Berliner Tageblatt-Bourgeoisie, in der sich aber auch ein Gustav Freytag heute gewiß nicht mehr wohl fühlen würde; und alle litten als vollendete Einfühlungspsychologen und Aesthetiker die wohl sehr peinlichen und unbehaglichen Beschwerden mit, die einer hat, wenn er Wind gebiert; alle approbierten Hebeammen der Literatur begafften mit dem Affenernst der Wissenschaftlichkeit die Nabelschnur, die nur Nabelschnur war, und an der kein Kind hing. Und alle ließen es zu, daß ihnen Gewalt und Geheimnis des Eros erklärt und enträtselt werde von einem, der vom schöpferischen Leben redet, wie ein schweißtriefender Taglöhner vom Backsteintragen — nur unterliegt der dem biblischen Fluch, ohne sich für einen Priester zu halten. Und das alles geschah in einem Land, in dem doch auch einmal ein Jean Paul als zeitlich bestimmter Mensch zwar im kleinbürgerlichsten All und Werktag, als Dichter jedoch in der ewigen Kräfte seligem Ueberschwang und Feiertag gelebt hat. Als ob uns die von Aschenbachs etwas vom Eros sagen könnten, nicht einmal, wie doch Wedekind, etwas von des Mannes Begierde und des Weibes Lust, ich glaube, sie müssen auch da erst zur Vorbereitung der vorbereitenden Stimmung die Kerzen des siebenarmigen Leuchters aus dem Tempel von Jerusalem anzünden: die leuchten heute freilich zu jedem Erfolg. Theodor Haecker.

* * *

Aus „Vorworte“

Ein Vorwort ist Stimmung. Ein Vorwort schreiben ist wie die Sense wetzen, wie die Guitarre stimmen, wie mit einem Kind plaudern, wie aus dem Fenster spucken. Man weiß nicht, wie es zugeht, die Lust kommt über einen, die Lust nach den Abenteuern der Produktivität, die Lust ein Vorwort zu schreiben, die Lust nach diesen leves sub noctem susurri. Ein Vorwort schreiben ist wie an eines Andern Tür läuten, um ihn zum besten zu halten, wie an eines jungen Mädchens Fenster vorbeigehen und auf das Pflaster sehen, es ist wie mit seinem Stock in der Luft nach dem Wind schlagen, wie den Hut schwingen, wiewohl man keinen grüßt. Ein Vorwort schreiben ist wie etwas getan haben das berechtigt, eine gewisse Aufmerksamkeit zu fordern, wie etwas auf dem Gewissen haben, das die Vertraulichkeit hervorlockt, wie zum Tanz inklinieren, wiewohl man sich nicht bewegt, wie den linken Schenkel platt anlegen, den Zügel nach rechts straffen, das Pferd sagen hören: Pst, und selber auf die ganze Welt ein Stückchen blasen, es ist wie mit dabei sein ohne die mindeste Gêne, daß man mit ist, wie auf dem Waldhügel stehen und nach den Wildgänsen spähen. Ein Vorwort schreiben ist wie bei Tagesgrauen in der ersten Station angekommen sein, in der dunkeln Scheune halten, ahnend, was sich zeigen wird, die Türe offen sehen und damit den Himmel, die Landstraße vor sich schauen, die beständig noch mehr sich voran hat, des Waldes versprechende Heimlichkeit gewahr werden, und des Fußpfades verführerisches Verschwinden; des Posthorns Laut hören und des Echos wirkende Einladung, des Kutschers saftigen Peitschenknall und aus dem Wald den verworrenen Widerhall, und der Reisenden muntere Wechselreden. Ein Vorwort schreiben ist wie angekommen sein, in der behaglichen Stube stehen, der Sehnsucht erwünschte Gestalt begrüßen, im Lehn-

stuhl sitzen, die Pfeife stopfen, sie anzünden und so unendlich viel miteinander zu reden haben. Ein Vorwort schreiben ist wie auf sich selber acht haben, daß man im Begriff ist sich zu verlieben, die Seele in süßer Unruhe, aufgegeben ist das Rätsel, jedes Ereignis ein Wink für die Erklärung. Ein Vorwort schreiben ist wie die Zweige der Laube beiseite schieben und sie sehen, die dort versteckt ist — die Liebste. So, ach so ist es, ein Vorwort zu schreiben; und wie ist der, der es schreibt? Er geht aus und ein zwischen den Menschen wie ein Tor im Winter und ein Narr im Sommer, er ist Guten Tag und Lebewohl in einer Person, allzeit froh und sorglos, vergnügt mit sich, recht ein leichtsinniger Taugenichts, ja eine unmoralische Person, denn er geht nicht auf die Börse um Geld zusammenzuschaben, er geht nur hindurch; er hält keine Reden auf Generalversammlungen, weil ihm die Luft dort zu dick ist; er bringt kein Hoch aus in einem Verein, weil man es dort mehrere Tage vorher anmelden muß; er bezahlt nicht die Staatsschuld ab, ja sie macht ihn nicht einmal ernsthaft; er geht durchs Leben, wie ein Schusterjunge pfeifend durch die Gassen geht, mag auch der, der die Stiefel braucht, stehen und warten, so soll er halt warten, solange noch eine einzige Glitschbahn übrig oder das mindeste Sehenswürdige noch zu entdecken ist. So, ja so ist der, der ein Vorwort schreibt.

Was ist es doch für eine Lust, ein Buch geschrieben zu haben! Denn das ist eine törichte und schwärmerische Rede, die ja deshalb auch selten gehört wird und niemals des Tages Stimme für sich hat, daß des Gedankens Umgang mit sich selber unter der Arbeit, daß das Klopfen des Herzens in der Unruhe der Ueberlegung, daß des inneren Menschen Erröten und Erbleichen im Ahnen und Umfan-

gen, im Suchen und Finden das Schönste sein soll. Nein das Schöne, das Herrliche, das Belohnende — und des Buches Bedeutung kommen erst hinterher. Was ist es für eine Lust ein Buch geschrieben zu haben, das nicht in einem unerklärlichen inneren Drang seinen Ursprung hat und deshalb nicht weiß, wie weit es hinein paßt in die Welt, ja schüchtern und verschämt ist wie einer sündigen Liebschaft zweideutiger Zeuge, nein! ein Buch, das die Frucht einer Vernunftehe ist zwischen Verleger und Publikum, geschrieben wie der Verleger es haben will und wie der Tag es fordert, ein Buch, dessen Entstehung allen durch rechtzeitige Proklamation kundgetan wurde, ein Buch, für das die Kritik schon eine Trockenwärterin in Bereitschaft hat, ein Buch, das im passenden Augenblick zum Nutzen aller herausgegeben wird: des Verfassers, des Verlegers, des Buchdruckers, des Buchbinders, des Rezensenten, des Lesers.

Wenn man ein Buch herausgeben will, muß man erst überlegen, zu welcher Jahreszeit es herauskommen soll. Die Jahreszeit ist von ungeheurer Wichtigkeit. In dieser Hinsicht sind sich alle die weisesten und besten Männer einig, daß Weihnachten der Augenblick ist. Wenn man ein Buch herausgeben will, da vergewissere man sich zunächst, daß man nützen will. Zu dem Ende frage man einen Verleger, oder einen philosophischen Kopf, oder seinen Friseur oder einen Vorübergehenden, was die Forderung des Tages ist. In Ermangelung all dessen ersinne man selbst etwas, vergesse aber nicht zu sagen, daß das die Forderung des Tages ist. Es ist nämlich nicht jedem die Seelenstärke gegeben, die Forderung des Tages zu verstehen.

* * *

Einleitung zu „de omnibus dubitandum est“

In der Stadt H. lebte vor einigen Jahren ein junger Student, mit Namen Johannes Climacus, dessen Sehnsucht durchaus nicht darnach ging, in der Welt bemerkt zu werden, da es im Gegenteil seine Freude war, verborgen und in der Stille hinzuleben. Die, welche ihn etwas näher kannten, suchten sein verschlossenes Wesen, das jede nähere Berührung mit den Menschen floh, daraus zu erklären, daß er entweder melancholisch oder verliebt sei. Die das letzte annahmen, hatten in einem gewissen Sinn nicht unrecht, wenn sie auch fehl gingen mit der Annahme, daß ein Mädchen der Gegenstand seiner Träume sei. Solche Gefühle waren seinem Herzen ganz und gar fremd, und wie sein Aeußeres fein und ätherisch, fast durchsichtig war, so war seine Seele im selben Grad allzu geistig bestimmt, um von eines Weibes Schönheit gefesselt zu werden. Verliebt war er, schwärmerisch verliebt — in den Gedanken oder richtiger in das Denken. Kein liebender Jüngling kann innerlicher erregt werden von dem unbegreiflichen Uebergang, mit dem die Liebe in seiner Brust erwacht, von dem Blitzschlag, mit dem die Gegenliebe im Herzen der Geliebten hervorbricht, als er von dem begreiflichen Uebergang, mit dem der eine Gedanke sich in den andern fügt, ein Uebergang, der für ihn der glückliche Augenblick war, in welchem das geschah, was er geahnt und erwartet hatte in der Stille der Seele. Wenn da sein Haupt gedankenvoll sich neigte wie eine reife Aehre, da war es nicht weil er der Geliebten Stimme hörte, sondern weil er der Gedanken heimlichem Flüstern lauschte; wenn sein Blick wie im Traume war, da war es nicht, weil er ihr Bild ahnte, sondern weil die Bewegung des Gedankens für ihn anschaulich ward. Es war seine Lust, mit einem einzelnen Gedanken zu beginnen, von ihm aus auf dem Weg der

Konsequenz Stufe für Stufe zu einem höheren zu steigen; denn die Konsequenz war ihm eine scala paradisi, und seine Seligkeit kam ihm noch herrlicher vor als die der Engel. Wenn er nämlich oben angekommen war bei den höheren Gedanken, da war es ihm eine unbeschreibliche Freude, Leidenschaft und Wollust, kopfüber sich hinunter zu stürzen in dieselben Konsequenzen, bis er bei dem Punkt anlangte, von dem er ausgegangen war. Doch das glückte ihm nicht immer nach Wunsch. Wenn er nämlich nicht gerade so viele Stöße bekam, als da Glieder waren in der Konsequenz, da wurde er betrübt, denn da war die Bewegung unvollkommen. Er begann nun von vorne. Glückte es ihm, da erschauerte seine Seele in Wollust; er konnte vor Freude nicht schlafen in der Nacht, sondern hörte nicht auf stundenlang dieselbe Bewegung zu machen; denn dieses Auf und Ab, Ab und Auf des Gedankens war eine Freude ohnegleichen. In den glücklichen Stunden war sein Gang leicht, fast schwebend; zu anderen Stunden war er ängstlich und unsicher. So lange er nämlich sich mühte um hinaufzusteigen, so lange die Konsequenz noch nicht vermocht hatte sich freie Bahn zu schaffen, da war er niedergedrückt; denn die vielen Konsequenzen, die er fertig hatte, ohne daß sie ihm jedoch bereits ganz klar und notwendig geworden waren, sie fürchtete er zu verlieren. Wenn man einen Menschen eine Menge zerbrechlicher Dinge tragen sieht, auf und übereinander gestapelt, da wundert man sich nicht, daß er unsicher geht und jeden Augenblick nach dem Gleichgewicht hascht; wenn man die Last nicht sieht, da lächelt man, so wie ja viele über Johannes Climacus lächelten, ohne zu ahnen, daß seine Seele eine höher aufgestapelte Last trug, als was sonst in Erstaunen setzt, daß seine Seele in Angst war, daß eine einzige Konsequenz herausfallen könne; denn dann ging das Ganze in Stücke. Daß die Menschen über ihn lächelten, bemerkte er nicht, ebensowenig wie daß zu anderen

Zeiten ein Einzelner erfreut sich umdrehte, um nach ihm zu sehen, wenn er leicht wie im Tanz durch die Straße eilte. Er achtete nicht auf die Menschen, dachte auch nicht daran, daß sie auf ihn achten könnten, er war und blieb fremd in der Welt.

Wie nun Climacus' Wesen für den Einzelnen, der ihn nicht näher kannte, etwas Auffallendes haben mußte, so war es keineswegs unerklärlich für den, der etwas Bescheid um sein früheres Leben wußte; denn so wie er nun war in seinem 21. Jahre, so war er bis zu einem gewissen Grad immer gewesen. Die Disposition, die seine Seele hatte, war in seiner Kindheit nicht beeinträchtigt, sondern durch günstige Umstände entwickelt worden. Sein Heim bot nicht viele Zerstreuungen, und da er so gut wie niemals hinauskam, wurde er zeitig daran gewöhnt sich mit sich selbst und seinen eigenen Gedanken zu beschäftigen. Sein Vater war ein sehr strenger Mann, anscheinend trocken und prosaisch, während er unter dieser Maske eine glühende Phantasie verbarg, die auch sein hohes Alter nicht abzustumpfen vermochte. Wenn Johannes manchmal um Erlaubnis auszugehen bat, wurde es ihm meist abgeschlagen; dagegen schlug ihm der Vater hin und wieder als Ersatz vor, an seiner Hand im Zimmer spazieren zu gehen. Das war beim ersten Blick ein armseliger Ersatz, und doch ging es damit wie mit der Maske, er verbarg etwas ganz anderes in sich. Sie gingen da zur Tür hinaus, zu einem naheliegenden Lustschloß oder hinunter zum Strand, ganz wie Johannes es wollte; denn der Vater vermochte alles. Während sie da im Zimmer auf und ab gingen, erzählte der Vater von allem was sie sahen; sie grüßten die Vorübergehenden, die Wagen lärmten an ihnen vorbei und übertäubten des Vaters Stimme; der Händlerinnen Früchte waren einladender denn je. Er erzählte alles so genau, so lebendig, so präsentisch bis zum unbedeutendsten Detail, das Johannes bekannt

war, so ausführlich und anschaulich, was ihm unbekannt war, daß er, nachdem er eine halbe Stunde mit dem Vater spazieren gegangen war, so überwältigt und müde wurde, als wäre er den ganzen Tag aus gewesen. Des Vaters Zauberkunst lernte Johannes ihm rasch ab. Was da zuerst episch vor sich ging, das geschah nun dramatisch; sie unterhielten sich auf der Tour. Gingen sie bekannte Wege, da paßten sie gegenseitig auf einander auf, daß nichts übersehen wurde; war der Weg Johannes fremd, da kombinierte er, während des Vaters allmächtige Phantasie imstande war alles zu formen, jeden kindlichen Wunsch als Ingredienz in dem Drama, das vor sich ging, zu verwenden. Für Johannes war es als werde die Welt geschaffen während der Unterhaltung, als sei der Vater Unser Herr, und er selber sein Liebling, der das Recht erhielt seine törichten Einfälle so übermütig wie er nur wollte darein zu mischen; denn er wurde niemals abgewiesen, der Vater niemals verlegen, das kam alles mit und immer zu Johannes Zufriedenheit.

Während so das Leben im väterlichen Haus dazu beitrug seine Phantasie zu entwickeln, war die Bildung, die ihm in der Schule zuteil wurde, in Harmonie damit. Der lateinischen Grammatik erhabene Autorität, der Regeln göttliche Würde erweckten eine neue Schwärmerei. Insbesondere sagte ihm die griechische Grammatik zu. Ueber ihr vergaß er den Homer laut für sich zu lesen, wie er sonst pflegte um sich an den Rhythmen der Dichtung zu erfreuen. Der Lehrer des Griechischen trug die Grammatik nach einer mehr philosophischen Methode vor. Wenn ihm da erklärt wurde, daß der Accusativ z. B.: die Ausstreckung in Zeit und Raum ist, daß nicht die Präposition den Casus regiert, sondern daß das Verhältnis es tut, da weitete sich alles vor ihm aus. Die Präposition verschwand, die Ausstreckung in Zeit und Raum wurde zum

ungeheuern inhaltsleeren Bild für die Intuition. Seine Phantasie war von neuem beschäftigt, aber auf eine andere Weise als vorher. Was da auf den Spaziergängen ihn belustigte, war der erfüllte Raum, er konnte ihn nicht dicht genug um sich haben. Seine Phantasie war so produktiv, daß sie sich mit wenig helfen konnte. Vor dem einen Fenster der Wohnstube wuchsen ungefähr 10 Grashalme. Hier entdeckte er zuweilen ein kleines Tier, das zwischen den Stengeln lief. Diese Halme wurden zu einem ungeheuern Wald, der doch die Dichtheit und Dunkelheit behielt wie das Gras sie hatte. Statt des erfüllten Raumes erhielt er nun den leeren Raum; er starrte wieder, aber sah nichts als die ungeheure Ausdehnung.

Während so ein fast vegetatives Hinschlummern in Phantasie (teils mehr aesthetisch, teils mehr intellektuell) in ihm vor sich ging, wurde auch eine andere Seite seiner Seele stark geformt, sein Sinn nämlich für das Plötzliche, das Ueberraschende. Das geschah jedoch nicht mit den Lockmitteln, die sonst dazu dienen müssen eines Kindes Aufmerksamkeit anzuspannen, sondern mit etwas weit Höherem. Mit einer allmächtigen Phantasie verband der Vater eine unwiderstehliche Dialektik. Wenn er bei einer oder der andern Gelegenheit sich in einen Disput mit einem andern einließ, da war Johannes lauter Ohr, und das umso mehr als alles in einer fast festlichen Ordnung vor sich ging. Der Vater ließ den Gegenpart immer ganz ausreden, fragte ihn der Vorsicht halber, ob er noch etwas zu sagen habe, ehe er seine Antwort begann. Johannes war dem Vortrag des Gegners mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt, war auf seine Weise im Ausfall mitinteressiert. Die Pause trat ein, des Vaters Replik folgte, und siehe, im Handumdrehen war alles anders. Wie das zuging, blieb Johannes ein Rätsel, aber seine Seele ergötzte sich an diesem Schauspiel. Der Gegner sprach wieder, Johannes

war noch aufmerksamer, um alles recht fest zu halten; der Gegner perorierte, Johannes konnte fast sein Herz klopfen hören, so ungeduldig wartete er, was nun geschehen würde. — Dies geschah: in einem Nu war alles umgekehrt, das Erklärliche unerklärlich gemacht, das Gewisse zweifelhaft, das Gegenteil einleuchtend. Wenn ein Hai seine Beute greifen will, da muß er sich herum werfen auf den Rücken, weil sein Maul auf seinem Bauch sitzt; er ist dunkel auf dem Rücken, silberweiß am Bauch. Das soll ein herrlicher Anblick sein, diesen Wechsel der Farben zu sehen; das Blinken soll manchmal so stark sein, daß es den Augen fast weh tut, und doch ist es eine Lust, darnach zu sehen. Zeuge eines ähnlichen Farbenwechsels wurde Johannes, wann er den Vater disputieren hörte. Er vergaß wieder das Gesagte, sowohl was der Vater als was der Gegner gesagt hatte, aber dieses Erschauern der Seele vergaß er nie. An Analogieen dazu ließ das Schulleben es nicht fehlen; er sah, wie ein Wort einen ganzen Satz verändern konnte, wie ein Conjunktivum mitten in einem indicativischen Satz eine ganz andere Beleuchtung über das Ganze werfen konnte. Je älter er wurde, je mehr der Vater sich mit ihm einließ, desto aufmerksamer wurde er auf jenes Unbegreifliche, es war wie wenn der Vater in einem heimlichen Einverständnis stände mit dem, was Johannes sagen wollte, und deshalb mit einem einzigen Wort alles verwirren konnte. Wenn da der Vater nicht bloß opponierte, sondern selber etwas vortrug, da sah er zu, wie er sich benahm, wie er successiv zu dem hinkam, was er wollte. Er ahnte nun, daß der Grund, weshalb der Vater mit einem Wort alles umdrehen konnte, darin lag, daß er selber in der Succession, in der er seine Gedanken hatte, etwas vergessen haben mußte. Was andere Kinder im Zauber der Dichtung und in der Ueberraschung des Märchens haben, das hatte er in der Rast und Weile der Intuition und in den Changements der Dia-

lektik. Das erfreute das Kind, das wurde des Knaben Spiel, das wurde des Jünglings Lust. So hatte sein Leben eine seltene Kontinuität; es kannte nicht die verschiedenen Uebergänge, die sonst die einzelnen Zeitabschnitte zu bezeichnen pflegen. Indem Johannes älter wurde, hatte er kein Spielzeug auf die Seite zu legen; denn er hatte gelernt mit dem zu spielen, was seines Lebens ernsthafte Beschäftigung sein sollte, und doch hatte es deshalb keineswegs das Anziehende verloren. Ein Mädchen spielt so lange mit der Puppe, bis diese sich in den Geliebten verwandelt; denn des Weibes ganzes Leben ist Liebeslust. Eine ähnliche Kontinuität hatte sein Leben; denn sein ganzes Leben war Denken.

Climacus wurde Student, machte das zweite Examen, wurde 20 Jahre alt, und doch ging keine Veränderung mit ihm vor; er war und blieb fremd in der Welt. Indessen floh er nicht die Menschen, im Gegenteil er suchte Gleichgesinnte zu treffen. Doch sprach er sich nicht aus, ließ sich niemals anmerken, was in seinem Innern vorging, dazu war seine Erotik zu tief; es war ihm als müßte er erröten, wenn er davon spräche, er fürchtete zu viel oder zu wenig zu wissen zu bekommen. Dagegen merkte er immer auf, wenn andere redeten. Wie ein tief verliebtes junges Mädchen nicht gerne von seiner Liebe redet, sondern in fast ängstlicher Spannung lauscht, wenn andere junge Mädchen von der ihren reden, um da in Stille zu prüfen, ob sie ebenso glücklich ist oder noch glücklicher, um jeden leitenden Wink aufzuspüren, so achtete Johannes stumm auf alles. Wenn er dann heimkam, dann überdachte er, was die Philosophen gesagt hatten; denn es war natürlich deren Gesellschaft, die er suchte.

Philosoph zu werden, sein Leben ausschließlich der Spekulation zu widmen, war ihm nicht eingefallen, dazu war er noch zu leichtsinnig. Wohl ward seine Seele bald zum

einen bald zum andern hingerissen, aber das Denken war und blieb seine Leidenschaft; aber noch fehlte die Besinnung, um zu einem tieferen Zusammenhang zu kommen. Das Unbedeutendste und das Bedeutendste lockten ihn gleichermaßen, um von ihnen aus seine Operationen zu beginnen; am Resultat lag ihm gar nichts, nur die Bewegungen interessierten ihn. Unterdessen wurde er wohl darauf aufmerksam, wie er von ganz verschiedenen Punkten zu ein und demselben gelangte; aber das zog nicht in tieferem Sinn seine Aufmerksamkeit auf sich. Seine Lust war beständig bloß hindurchzudringen. Durch alles, wo er ein Labyrinth ahnte, da mußte er den Weg finden. Fing er damit an, da konnte ihn nichts zum Aufhören bringen. Fiel es ihm schwer, wurde er müde davon vor der Zeit, da pflegte er ein sehr einfaches Mittel zu gebrauchen. Er schloß sich auf seinem Zimmer ein, machte alles so festlich wie möglich und sagte nun laut und deutlich: ich will das. Vom Vater hatte er gelernt, daß man kann, was man will; und des Vaters Leben hatte die Theorie nicht im Stich gelassen. Diese Erfahrung hatte Johannes' Seele einen unbeschreiblichen Stolz verliehen. Daß da etwas sein solle, was man nicht könne, unerachtet man es wolle, war ihm unerträglich. Aber sein Stolz war auch kein ohnmächtiges Wollen; denn wenn er diese energischen Worte gesagt hatte, da war er willig zu allem, da hatte er ein noch höheres Ziel: durch die verschlungenen Schwierigkeiten mit seinem Willen hindurchzudringen. Das war wieder ein Abenteuer, das ihn begeisterte. Sein Leben war so immer voll Abenteuer, wenn er auch dazu nicht Wald und Reise brauchte, sondern bloß, was er hatte, ein kleines Zimmer mit einem Fach.

Wiewohl nun seine Seele früh zur Idealität hingeführt wurde, so waren doch deshalb sein Glaube und seine Zuversicht in die Wirklichkeit keineswegs geschwächt. Die Idealität, mit der er ernährt wurde, lag ihm so nah, alles ging

so natürlich zu, daß sie seine Wirklichkeit wurde, und er wieder erwarten mußte, in der Wirklichkeit draußen um ihn jene Idealität zu finden. Dazu trug des Vaters Schwermut bei. Daß der Vater ein außerordentlicher Mann war, das bekam Johannes als letzter zu wissen. Daß er ihn in Erstaunen setzte, daß kein anderer Mensch es in dem Grad tat, das wußte er; doch er kannte ja so wenige, daß er keinen Maßstab anlegen konnte. Daß der Vater, menschlich gesprochen, eine Ausnahme war, das lernte er nicht im väterlichen Haus. Wenn hin und wieder einmal ein älterer erprobter Freund die Familie besuchte und sich in eine vertraulichere Unterredung mit dem Vater einließ, da hörte Johannes diesen oft sagen: Ich tauge zu nichts, kann nichts anfangen, mein einziger Wunsch wäre einen Platz in einer milden Stiftung zu finden. Das war nicht Spaß; da war keine Spur von Ironie in des Vaters Worten, im Gegenteil, es lag ein finsterer Ernst darin, der Johannes ängstigte. Es war auch keine leicht hingeworfene Bemerkung; denn der Vater konnte nun beweisen, daß der allerunbedeutendste Mensch ein Genie sei gegen ihn. Kein Gegenbeweis richtete etwas aus, da seine unwiderstehliche Dialektik imstande war, einen vergessen zu machen, was am allernächsten lag, einen zu zwingen auf die von ihm aufgestellte Betrachtung zu starren, wie wenn es sonst nichts anderes in der Welt gebe. Johannes, dessen ganze Lebensanschauung gleichsam im Vater verborgen lag, da er selbst nur wenig zu sehen bekam, wurde dadurch in einen Widerspruch verwickelt, da es ihm lange Zeit entging, daß der Vater, wenn nicht mit anderem, so doch mit der Virtuosität, mit der er jeden Opponenten besiegen und zum Verstummen bringen konnte, sich selbst widerlegte. Johannes' Zuversicht in die Wirklichkeit war so nicht geschwächt, er hatte die Idealität nicht aus Schriften gesaugt, die den, den sie erziehen, nicht in Unwissenheit lassen, daß die Herrlichkeit,

die sie beschreiben, sich doch nicht findet in der Welt; ihn bildete nicht ein Mann heran, der sein Wissen kostbar zu machen, wohl aber es so unbedeutend und wertlos als möglich zu machen verstand.

Den vorstehenden Proben aus Kierkegaard werden sich in den folgenden Heften weitere anreihen, die ebenfalls zum ersten Mal in deutscher Uebertragung erscheinen, und zwar zunächst die Rede „Der Pfahl im Fleisch".

Anmerkung / von Adolf Loos

Bezeichnend ist der Unterschied des Verhältnisses der germanischen und Mittelmeervölker zum Schweine. Das Schwein ist dem Germanen Wohngenosse. Aber es stinkt doch! wird der Mittelmeermensch ausrufen. Bei den Germanen nicht. Denn das Schwein ist das reinste Tier. Es hat unter allen Tieren den stärksten Drang nach dem Wasser. Die „Schweine" unter den Menschen quälen es fürchterlich, indem sie ihm sein Element, das Wasser, vorenthalten und es zwingen, sich in seinem eigenen Kot zu wälzen, der wenigstens etwas Feuchtigkeit enthält. Das Schwein ist ein Germane, es macht sich schmutzig, wühlt in der Erde und geht dann ins Wasser. Den Juden ist das Schweinefleisch verboten. Aber die englische Dame kann nur ein Schimpfwort aus dem Tierreiche benützen, das ein halbes Kosewort ist: pig.

Ethik / von Hermann Broch*)

Es gehört nicht viel dazu, um in den — man sagt ja „dunklen" — Trieben der Geschlechtlichkeit, der Naturfreude und ähnlicher, selbst für den Spießer unausweichlichen Romantismen überrationale Erlebnisse zu sehen, die sich sogar — man denke an den Tod — direkt ins Mystische steigern können. Es gehört also auch nicht viel dazu, um in den leider ebenso unausweichlichen, aus solchen Gemeinplätzen des Gefühls und Erlebens zusammengestellten, Philosophien einen Schund zu sehen, dessen Tiefgründigkeit sich getrost neben die Klarheit monistischer Erkenntnisse stellen kann. Die billige Ekstase neben der billigen Erkenntnis; neben der Plattitüde des Verstandes die Plattitüde des Gefühls. Und bleibt der eine, selbstzufrieden seine tote Mühle treibend, in den Grenzen seines weltgebundenen rationalistischen Denkens, so dreht sich der andere in den kongruenten Grenzen körpergebundener Triebhaftigkeit. Naturforscher und Literat. Schaudernd sieht man, wie im Begrenzten die Beweglichkeit zunimmt, die alles einhüllende Rationalität wird zum einzigen Gut — einer borgt's dem anderen, so lange bis die Geschwindigkeit Wohlstand vortäuscht. Und in dem Wohlbefinden dieser unentwegten Gemeinsamkeit, zu der ihnen ihre Einsamkeit geworden ist, wird ein Pathos möglich, das durch die Meßbarkeit seiner begrenzten Objekte, über die Lächerlichkeit hinaus, nur mehr das Beschämende und Ekelerregende des Kitsches dartut.

Es ist nun bezeichnend, daß für diese kindlichen Dilettanten, unbekümmerten Dogmensetzer die Vorstellung vom allerletzten Menschen etwas unerwartet Erschütterndes hat. In diesem Bilde, voll kitschiger, grob-einleuchtender Tragik, mag ihnen eine Ahnung von der einzigen und gewaltigsten Tragik des Menschseins kommen: die Erkenntnis von der furchtbaren und unabänderlichen Einsamkeit des Ichs. Weininger: „In dieser merkwürdigen Befürchtung, welcher der schrecklichste Gedanke der zu sein scheint, daß die Gattung aussterben könne, liegt nicht allein äußerster Unglaube an die individuelle Unsterblichkeit, . . . sie ist nicht nur verzweifelt irreligiös: man beweist mit ihr zugleich . . . seine

*) Unter Hinweis auf H. St. Chamberlains Buch „Immanuel Kant".

Unfähigkeit, außer der Herde zu leben. Wer so denkt, ... dem wird angst und bange nicht so sehr vor dem Tode, als vor der Einsamkeit."

Die Erkenntnis der Einsamkeit, Quell und Prüfstein alles Geistigen. Unter der Wucht dieses Erlebnisses wird kindischer, rationalistischer Erklärungsdrang zu Denken eines Bewußtseins, zur Philosophie, und wird die kleine platte Ekstase zur religiösen Mystik des Gefühls. Erst die Demut einer unabänderlichen Vereinsamung vermochte den Stolz und die Größe einer sonst dem Menschen nicht verliehenen Erhabenheit zu wecken und das Maßlose solcher Einsamkeit gestattete ein Pathos, das im Weltlichen nur frech und beschämend war.

Der große Mystiker ist demütig; er hat die Grenzen (Eckharts „Abgeschiedenheit") erkannt und sein Ziel ist, durch Hingabe an die Unerfaßlichkeit des Gefühls einer gotterfüllten Weltenhaftigkeit teilhaftig zu werden. Alle Liebe und Innigkeit wird ihm zum Erschließen der Grenze, Erfühlen und ahnendes Schauen jener Wahrheit, die im Absoluten unerreichbar und schwebend, das All einigt.

Mystiker und Philosoph gehen verschiedene Wege und dennoch Hand in Hand. Auch der philosophische Geist ist demütig. Während aber der Mystiker, sein Ich im Gefühl projizierend, das Größere, Unfaßbare eines legendären Außen niemals aufläßt, sondern bloß strebt, es in sein Ich einzubeziehen, erlaubt sich der Philosoph, sein Ich im Selbstbewußtsein fixierend, auch diese Annahme, diese Voraussetzung nicht mehr (dies hat wohlverstanden mit einem dogmatischen, etwa Berkeleyschen Idealismus nichts zu tun!). Der Philosoph nimmt die furchtbarste Erkenntnis, die Einsamkeit des Geistes, ohne jede Einschränkung, ohne jede Hoffnung bewußt auf sich, eine Selbstüberwindung, die mir das Wesen des Philosophischen auszumachen scheint. Hier erhebt sich jene größte philosophische Weltanschauung, die man füglich die heroische Skepsis nennen dürfte, die Weltanschauung Kants.

Während jede außerkant'sche Philosophie an der Erde klebt, sich von Welterklärungssucht nicht freimachen kann und zur Ausfüllung der großen Unbekannten

Anleihen bei mystischen Gefühlsurteilen oder vag-analogen, materialen Theorien zu machen sucht (man denke nur an den Schopenhauer'schen „Willen"), um damit dem unendlichen Lauf des Denkens und Fragens endlich einen, eben einen dogmatischen, Halt zu geben, ist Kant der erste und einzige, der diese willkürlichen Provisorien, dieses Vermischen von außen und innen, diese Inzucht von Urteilen, als solche erkennt und verwirft. Er ist der Erste und Einzige, der aus der Einsamkeit und Einheitlichkeit des Geistigen die Konsequenz zu ziehen wagt, den Lauf des Denkens und Fragens nicht aufzuhalten, ihn bis zu den Wirbelschlüssen der Antinomien zu verfolgen, um von hier, von den Grenzen aus, das Bewußtsein zu überblicken und aufzuzeigen, daß es unendlich viele Betrachtungsarten des Objektes geben kann, daß Theorie und Welterklärung unendlich viele Möglichkeiten der praktischen Vernunft ergeben, daß aber die Aufgabe der Erkenntnistheorie in den Formen des Denkens, in der schwebenden Gesetzlichkeit des Ichs liegt. Diese Einheitlichkeit der Geistigkeit aber ist es, was er gemeinsam hat mit dem tiefsten Mystiker, ja mit dem Religionsschöpfer: nirgends erscheint Kant mehr Rigorist als hier, da er das Denken zum reinen Selbstbewußtsein zwingt, alles „Unbewiesene" — das Gefühlsurteil — ausmerzt und so eine, in ihrer Härte geradezu anorganische, Klarheit erreicht, die sein Werk zum Prinzip des Philosophischen überhaupt erhebt. Seine Einheitlichkeit umfaßt den Pol des Mystischen, wie die Größe des Religionsschöpfers den Pol des Gedanklichen umfaßt.

In nichts wurde aber Kant mehr mißverstanden, als gerade in diesem, dem Wurzelpunkte seiner Lehre, und niemand trug mehr zu solchem Mißverständnis bei als Schopenhauer und durch ihn Nietzsche; Schopenhauer unter dem Mantel der Ehrfurcht und Nietzsche mit der Geste des Ueberwinders.

Es mag hier darauf hingewiesen werden, daß der von Kant in den Kritiken in Anwendung gebrachte große und subtile Apparat von Unterscheidungen, Bezeichnungen u. s. f. ein Apparat ist, der zur Demonstration der Denkform und ihrer Gesetze aufgestellt ist, der aber nicht funktioniert, sowie seine Teile herausgenommen werden, um, nach bewährtem Muster, zur Ausfüllung von Unbekannten zu die-

nen. Niemandem ist es in dieser Hinsicht schlechter gegangen als dem „Ding an sich", das für Kant etwas vollständig Außenstehendes, Unwirkendes ist, ein „transzendentales Ideal", ein Zielpunkt des Gedankens, wie sein Ausgangspunkt das mathematische Ich; zwei Spiegel, die einander das Bild unendlich und stets in weitere Ferne zuwerfen (Vergl. Kritik der reinen Vernunft, 2. Buch II/3). Was machte Schopenhauer aus dem Ding? Den Willen! Und seine Kritik der Kant'schen Philosophie beginnt mit den Worten „Kants größtes Verdienst ist die Unterscheidung der Erscheinung vom Ding an sich".

Nietzsche, der erkenntniskritisch zu ungleich tieferen Einsichten als Schopenhauer gelangt, hat aber die Kantauffassung augenscheinlich von ihm übernommen, denn es wäre nicht möglich, daß er, der bloß Schopenhauer überflügelnd Kant erreicht, sonst glauben konnte, er hätte mit solch vertiefter Einsicht Kant überflügelt und ihn widerlegt; er könnte sonst in Spruch 552 des Willens zur Macht (des Werkes seiner reifsten metaphysischen Erkenntnisse) nicht entdecken: „. . . es fällt endlich auch das ‚Ding an sich': weil das im Grunde eine Konzeption eines ‚Subjektes an sich' ist. Aber wir begreifen, daß das Subjekt fingiert ist. Der Gegensatz ‚Ding an sich' und ‚Erscheinung' ist unhaltbar; damit aber fällt der Begriff ‚Erscheinung' dahin!" — Und es mag daher auch nicht verwundern, daß er mit dem wundervollen Anfang des dritten Buches, in dem er die Unsicherheit, das Ungesicherte alles Denkens und aller kritischen Spekulation ausspricht — wie darf ich Umschau halten im eigenen Denken, diesem Spiel von Verzerrungen und Schematisierungen? — die Kantsche Lehre zu treffen vermeint, um schließlich über den dogmenlosesten Philosophen, vorsichtigsten und skeptischesten Zweifler zu resumieren: „Kant: ein geringer Philosoph und Menschenkenner; grob fehlgreifend in Hinsicht auf große historische Werke (französische Revolution); Moral-Fanatiker à la Rousseau mit unterirdischer Christlichkeit der Werte; Dogmatiker durch und durch, aber mit einem schwerfälligen Ueberdruß an diesem Hang, . . . aber auch der Skepsis sofort müde . . . ein Verzögerer und Vermittler, nichts Originelles." (Spruch 101.)

Staunend aber müssen wir erkennen, daß dieser „Dogmatiker", dessen Philosophie in den, man könnte sagen „zynischen" Antinomien liegt, damit wohl einen gründlicheren Nihilismus vorweggenommen und eine gründlichere Umwertung geschaffen hat, als eine, der die Skepsis der Erkenntnis, jener Nullpunkt und Ursprung des Philosophischen, bloß zum Drehpunkt eines Wertsystems wurde, das in seiner neuen Lage doch nur wieder die Dogmen der früheren isomorph abbildet. — Und gerade in dem von Nietzsche vertieften Sinn des Wortes „Skepsis", kann man jene Arbeit, die Kant selbst seine „Doktrinen" nannte, die Entwicklung des Wahrheitsbegriffes und seine ethischen Folgerungen der Freiheit als die gewaltigste Skepsis aller Zeiten ansehen.

Der Kant'sche Wahrheitsbegriff führt klar und zwingend den Ausgangspunkt und die Grundlinie seiner Philosophie vor Augen, die manchen eben durch die großangelegte und vorsichtige Apparatur der Kritiken verdeckt sein mögen: er führt zurück auf die ewige Einsamkeit und Einheit des Ichs. „In allen Urteilen bin ich nun immer das bestimmende Subjekt . . ." (Paralogismen der reinen Vernunft 1.) Kant wird hier durchaus zum skeptischen Relativisten und man begreift nicht recht, daß ein scharfer Denker wie Husserl zwar nicht Kant selbst, aber doch solche Denkweise als „freche Skepsis" bezeichnen konnte. Die Bescheidenheit, Resignation vor einer transzendentalen, absoluten Wahrheit mußte zur Gesetzlichkeit einer höheren, individuellen Wahrheit werden (damit ist beileibe nicht sachliche Evidenz gemeint, jedoch dem Nietzsche'schen Einwand von der inneren Schematisierung Raum genug gegeben) und zwar — gleich dem „Dinge" — in transzendentaler Idealität als eine limes: die Wahrhaftigkeit des Ichs, das sich nicht selbst belügen kann. Ehrlichkeit des Selbstbewußtseins — Anerkennung des idealen Denkgesetzes. Der Philosoph in diesem Sinne höchster Ehrlichkeit kennt nur seine cogitatio: sein Ziel ist die Grenze seiner Denkmöglichkeit, seiner Denkgebundenheit.

Und wieder ist es bezeichnend für den Ursprung seiner Philosophie, daß Kant in der Ethik und nicht in den Kritiken das Ziel seines Werkes sieht; ihr Ursprung war

die Einsamkeit des Ichs, ihr Zweck also die Festigung des Menschen zu solcher Einsamkeit, die Ermöglichung seines Lebens als geistiger Mensch überhaupt. So erleben wir es, daß der kategorischeste Individualismus in seiner skeptischen Relativität schließlich zur Ethik wird und damit zum soziologischen Gesetz. Die Wahrheit und Gesetzlichkeit einer Realität, alle Naturgesetzlichkeit, spiegelt Wahrheit und Gesetzlichkeit des Denkens *). Freieste und gebundenste Moral zugleich: kenne ich das Gesetz meines Denkens, so kenne ich das Gesetz meines Ichs, Freiheit und Gebundenheit meines Handelns. Wer das Gesetz seines Denkens — nur dieses und kein anderes — verletzt, ist unmoralisch; er wird zum Wahnsinnigen und zum Verbrecher.

Weininger, der leidenschaftlichste Ethiker nach Kant, stand durchaus auf dem Boden seiner Morallehre, er mußte an ihrem furchtbaren néant zusammenbrechen, als er sie ins Dogmatische wandelte. Denn die unheimliche, henidenlose Klarheit der moralischen Architektonik Kants zeigt alle Gesetzmäßigkeit der Form, aber sie vernichtet alles Dogmatische. In der Relativität ihrer Maße hat ein „so ist es" mit all seinen Folgerungen keinen Platz.

Die Methode Kants ist eine „wache" und mathematische und nirgends wird die Ahnung des Fichteschülers Novalis „Reine Mathematik ist Religion" wahrer als in diesem System. Lichtenbergs tiefer Witz, der Kants Passus „da nun der Satz: ich denke, die Form eines jeden Verstandesurteils enthält und alle Kategorien als ihr Vehikel begleitet..." verwandelt in die Form „‚ich glaube' — so sollte man alles anfangen was man durch eignes Nachdenken herausbringt...", charakterisiert die letzte Religiosität dieser Denkweise. Daß gerade der Satiriker sich zu den höchsten Erkenntnissen, Mystik und Bewußtseinsphilosophie hingezogen, sich ihnen verwandt fühlt, mag notwendig erscheinen. Denn die Geistesanlage des großen Satirikers

*) Dieser (so oft mißhandelte) Imperativ von Chamberlain in die konzise Formel gefaßt „Subjekt, handle objektiv". Wie überhaupt seine Formulierungen von „Grenzgedanken", wie er sie nennt, sehr eindringlich sind. Hier muß aber auch Dallago genannt werden, welcher mit seiner Erfassung Kants als „ersten Immoralisten" nicht nur dessen vorwegnehmendes Verhältnis zu Nietzsche, sondern Kants ganzes Denken intuitiv erhellt.

führt (abgesehen von seiner Künstlerschaft) so nahe an das Denken des großen Mystikers und Philosophen, daß es Anmaßung ist, hier noch so einfache Klassifikationen walten zu lassen. Ihr Gemeinsames: die Ablehnung des Ungeistigen, Vernichtung des Dogmatischen (auf solcher Höhe jetzt vielleicht nur Kraus); verschieden wohl nur die Ausgangspunkte: für den Mystiker das Gefühl, für den Philosophen das Bewußtsein, für den Satiriker der Gegensatz zu beiden, die crapule. Ihrer aller letztes Ziel: Menschentum, Menschlichkeit in der Einsamkeit des Geistes — Ethik.

Ein Schlußwort

vom Verfasser „Epilog zur Bibliothek der Philosophen" betitelt, wird hier gerne und ohne weitere Bemerkung abgedruckt:

Herr Carl Dallago hat es in dem Glauben, platten Selbstverständlichkeiten vermöge listig pointierter Verwendung tötliche Beweiskraft einblasen zu können, abermals versucht, die „Bibliothek der Philosophen" samt Verleger, Herausgeber und Kritiker zu vernichten. Wie es mit dem Erfolg seiner immerhin eigenartigen Kampfesweise steht, mag er aus den Dokumenten ersehen, in welchen das Wachsen, Blühen und Gedeihen des fraglichen Unternehmens belegt wird; Herr Georg Müller jedoch, Herr Fritz Mauthner und der Unterzeichnete halten es nach den Feststellungen des Letzteren in Heft 12 des „Brenner" nicht weiter für angebracht, mit Herrn Carl Dallago sich über einen Gegenstand zu unterhalten, dessen einwandfreie Art und unanfechtbare Bedeutung anscheinend zu deutlich sind, zu sehr auf der Hand liegen, als daß Wesen vom Schlage des Herrn Carl Dallago, der offenbar besonders gern mit geistigen Dunkelheiten sich befaßt, Freude daran haben könnten. Was allerdings mehr für diese bedauerlich ist als für die „Bibliothek der Philosophen", welche bekanntlich, den Anwürfen der Bosheit, des Neides und sonstiger Gemütsverdüsterungen unerreichbar, weiter in ihrem eigensten Sinne wirkt, in einem Sinne zwar, welcher, in dem Bestreben, Gutes zu schaffen, und in seiner demzufolge von Verleumdungen schwerlich zu erschütternden Ruhe, wirklich einiges Gute schafft, sogar durchaus ohne der Beistimmung des Herrn Carl Dallago sich nur im Entferntesten bedürftig zu fühlen.

Will Scheller

Kurt Wolff Verlag, Leipzig

Georg Trakl
Gedichte

Geh. M. 1.60 (K 2.—), geb. M. 2.50 (K 3.—)

DIE FACKEL

HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Inhalt der Nummer 398:

Glossen / Notizen /
Die Staackmänner

Sämtliche Beiträge von Karl Kraus

* * *

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge (2—3 mal im Monat) und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer 30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL" / WIEN III., Hintere Zollamtsstraße 3

ARTHUR VON WALLPACH

Heiliges Land

GEDICHTE

geb. Mk. 3.— (K 3.60)

MÜNCHEN BEI GEORG MÜLLER

ALBERT VON TRENTINI

Der letzte Sommer

Roman

Geh. 5 Mk., geb. 6 Mk.

Stunden des Lebens

Novellen

Geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.

SCHUSTER & LOEFFLER VERLAG, BERLIN

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK
In unserem Verlage sind erschienen:

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS

Carl Dallago: Karl Kraus, der Mensch / Ludwig von Ficker: Notiz über eine Vorlesung von Karl Kraus / Karl Borromaeus Heinrich: Karl Kraus als Erzieher / mit einer Zeichnung von Max von Esterle

* * *

Diese Studien beanspruchen nicht, ein erschöpfendes Bild des Mannes zu geben, dessen Bedeutung sie gewidmet sind. Immerhin glauben die Verfasser, wesentliche Züge seiner menschlichen, geistigen und künstlerischen Physiognomie erfaßt und den Umriß der Gesamterscheinung soweit verdeutlicht zu haben, daß die Publikation ihren Sinn erfüllt, nämlich: Licht und Sicherung zu bringen in das Chaos von Haß und Verehrung, das finster schwankend die Gestalt des größten, des einzigen Satirikers unserer Tage heute noch umgibt.

74 Seiten. Preis geheftet K 1.20 (Mk. 1.—)
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

CARL DALLAGO
PHILISTER

PREIS GEHEFTET 80 HELLER (70 PFENNIG)

Pester Lloyd. Ein Essay, der viel mehr ist als der bloße Versuch zur Zusammenfassung wichtiger Gedankengänge, der das Bekenntnis eines eigenartigen, starken Denkers ist, der nicht nur persönliche oder speziell umgrenzte Interessensphären berührt, sondern als Kulturdokument aufgefaßt werden muß. Carl Dallago wird immer bekannter als ein Philosoph von einer reinen, individuellen Großzügigkeit, der die strenge, ehrliche Wertung seines persönlichen Schauens den Tageswerten von Kultur und Gesellschaft gegenüberstellt. Seine Anschauungsart ist nicht nur ungewöhnlich, sondern auch sehr bedeutend, da er alle Kulturregungen nicht vom Standpunkte der Massenbequemlichkeit aus betrachtet, nicht vom Standpunkte des Oekonomisch-Nützlichen in seiner Rückwirkung auf das Persönlich-Günstige, nicht bloß von der Notwendigkeit aus, die Reibungsflächen zwischen dem Einzelmenschen und der Menge möglichst klein zu machen; Dallago hat sich eine starke Welt harter, streng vertiefter Selbsteinschätzung geschaffen, und sucht von dieser Basis aus seine philosophischen Wertungen herzuleiten. Er hat damit das heute nur mehr selten aufgestellte Haupterfordernis des Philosophen erfüllt, sich selbst unzeitgemäß, unpersönlich zu sehen, um dadurch eine vom Wellenschlage hastenden Kulturbetriebes unberührte Warte zu gewinnen. Er steht der Umwelt nicht feindlich gegenüber. Ein tiefes Naturgefühl, ein froher Glaube an die Zweckmäßigkeit des Natürlichen verleiht seiner Philosophie eine schöne Wärme, und eine dichterische, vollmenschliche Verklärung geht von ihr aus. In dem Essay kritisiert er das Philiströse in der Tagesliteratur, das Liebäugeln der Intellektuellen mit dem Snobismus, das in der Literatur leider immer mehr Platz gewinnt. Und er geht dabei so streng und doch so menschlich rein zu Werke, daß wir das Wort wagen: dieser Essay sollte den Grundstock für ein Evangelium aller dichterisch Schaffenden bilden, da er ja im Grunde nichts weiter fordert, als höchste dichterische Ehrlichkeit. Nach diesem Buche wird man noch mehr als vordem genötigt sein, die gedanklichen Streifzüge dieses Südtiroler Denkers mit höchster Aufmerksamkeit zu verfolgen.

DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ZU BEZIEHEN

URTEILE ÜBER DEN BRENNER

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

Karl Kraus in der „Fackel“: . . . Daß die einzige ehrliche Revue Oesterreichs in Innsbruck erscheint, sollte man, wenn schon nicht in Oesterreich, so doch in Deutschland wissen, dessen einzige ehrliche Revue gleichfalls in Innsbruck erscheint.

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: . . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . . .

Pester Lloyd . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . . .

La Voce (Florenz) Rivista d'avanguardia, senza colore politico, fatta da giovani. La sua nota dominante: sincerità . . . Bisogna leggere il „Brenner“ per sapere che cosa sia vivo nell' Austria intellettuale d'oggi.

ROBERT FRIEDLAENDER / Buchhandlung

(Inhaber: Richard Lányi), Wien, I., Kärntnerstraße 44

1. **„DIE FACKEL" Herausgeber: Karl Kraus**
Jahrgang I—XV komplett in 19 Luxushalblederbände geb. Mit zwei Porträts des Herausgebers u. Gesamtregister. Aeußerst rar. Seltener Gelegenheitskauf eines tadellosen Exemplars für Sammler. **Preis K 375.—**

2. **„DIE FACKEL"** Herausgeber: Karl Kraus Nr. 1—81 in 9 Originalbände **geb.** Mit allen Registern etc. Tadelloses Exemplar. Gänzlich vergriffen. Preis **K 75.—**

3. **Die Fackel** Nr. 1, 2, 3 sehr selten . . . . . **à K 5.—**
4. Karl Kraus, Sittlichkeit und Kriminalität **antiqu.** nur K 5.20
5. Karl Kraus, Sprüche und Widersprüche **antiqu.** nur K 3.—
6. Karl Kraus, Die chinesische Mauer . **antiqu.** nur K 5.—
7. Karl Kraus, Pro domo et mundo. . **antiqu.** nur K 2.—
8. Karl Kraus, Heine und die Folgen K —.96 h
9. Karl Kraus, Nestroy und die Nachwelt K —.80 h
10. Frank Wedekind, Werke 6 Bände . à K 4.80, geb. K 6.60
11. Frank Wedekind, Felix und Galathea K —.60 h
12. Marinetti, Futuristische Dichtungen . K —.60 h
13. Lasker-Schüler, Hebräische Balladen K —.60 h
14. Lasker-Schüler, Meine Wunder (Gedichte) . geb. K 3.60
15. Lasker-Schüler, Gesichte (Essays) . K 4.80, geb. K 6.—
16. A. v. Sonnenthal's Briefwechsel, 2 Bde. K 12.—, geb. K 15.60
17. Ehrenstein, Selbstmord eines Katers K 3.60, geb. K 4.80
18. Hauer, Von den fröhlichen und unfröhlichen Menschen K 4.80, geb. K 6.—

19. **„Die Musik"**, Jahrgang V bis VIII antiquarisch in Heften. Tadellos erhalt. Preis pro Jahrg. **à statt K 18.— nur K 5.40**

20. **Zeitschrift des Deutschen und Oesterr. Alpenvereins.** Jahrg. 1884, 1885, 1886, 1887, 1888, 1889, 1895, 1896, 1898, 1899, 1900, brosch. Tadellos mit sämtlichen Karten und Beilagen. **Alle 11 Jahrg. kompl. K 30.—, einzeln à K 4.—.**

21. **Simplicissimus** XII. und XIV. Jahrgang in Orig.-Band geb. Tadellos erhalten. Pro Jahrgang (2 Bände) **à K 14.40**

22. **Fiedler, Das Détail in der mod. Architektur.** Serie I bis V, sehr gut erhalten. **Preis pro Serie statt K 72.—, à K 18.—**

23. **Bayros,** Götterliebschaften, 10 Blatt in Mappe K 30.—

24. **Arabische Nächte,** Erzählungen aus 1001 Nacht. Mit 50 färbigen Bildern von Edmund **Dulac.** Luxusausgabe. **Gänzlich vergriffen.** In Orig.-Lederband gebunden. Tadelloses Exemplar . . . . . **K 84.—**

Die neuesten Nummern der „Fackel", des „Brenner" u. des „Sturm" stets vorrätig